

OECUMENICA

JAHRGANG 2006, BAND 18



ISSN 1612-7374

FREUNDKREIS OEKUMENISCHES STUDENTENWOHNHEIM
DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG E.V.



Impressum

Redaktion: Karl Borrmann
Bernd Günther
Helmut Zappe

Postanschrift: Freundeskreis Ökumenisches Institut und Wohnheim der Universität Heidelberg e.V.
Plankengasse 1-3
69117 Heidelberg

Konto-Nr. 177 622-750
Postbank Karlsruhe
BLZ 660 100 75

Satz und Layout: Bernd Günther
Druck: COPY QUICK, Heidelberg
Jahrgang: 2006
Auflage: 300

Herausgeber: Freundeskreis Ökumenisches Institut und Wohnheim der Universität Heidelberg e.V.
www.oecumenica.de
V.i.S.d.P.: Dr. Dr. Helmut A. Zappe

ISSN 1612-7374

Copyright © 2006 Freundeskreis Ökumenisches Institut und Wohnheim der Universität Heidelberg e.V.

Hinweis für Autoren: Den Artikel bitte an alle drei Redaktionsmitglieder per email senden. Der Text sollte wie in den nachstehenden Artikeln angeordnet sein. Bitte möglichst wenige Formatierungen: kursiv, fett und Fußnoten sind zugelassen. Wünschenswert sind schwarz-weiß Abbildungen. Die Abbildungen mit Legenden bitte am Ende des Textes anordnen und ggf. im Text einen Verweis anbringen, wo die Abbildung eingefügt werden soll.

Inhalt

Idee und Gründung des Ökumenischen Instituts und Wohnheims	
<i>Günter Gassmann</i>	4
Eine schöne Zeit – Bericht über das Leben im Ökumenischen Studentenwohnheim	
<i>Michael Plathow</i>	11
Kontinuität und Wandel – das Jahr 2006 im Oecumenicum	
<i>Christiane Bindseil</i>	16
Spenden für den Sozialfonds	
<i>Christiane Bindseil</i>	19
Begrüßung	
<i>Friederike Nüssel</i>	20
Nachruf auf Frau Irmgard Schlink	
<i>Peter Zimmerling</i>	23
Lebenslauf von Irmgard Schlink	
<i>Klaus Engelhardt</i>	26
Gottesdienst zum Abschied von Frau Schlink	
<i>Klaus Engelhardt</i>	27
Vom Ök zum ÖRK – Eine Reise vom Mikrokosmos zum Makrokosmos	
<i>Isabell Mans</i>	31
Die so genannten Kinderkrankheiten	
<i>Helmut Zappe</i>	37
China – Dialog mit dem Riesen	
<i>Kurt Vesely</i>	48
West and East in the Modern Orthodox Theology	
<i>Serhiy Hovorun</i>	50
Edmund Schlink: Die Lehre von der Taufe	
<i>Peter Zimmerling</i>	57
Ein Tag im Kriegsgebiet	
<i>Uwe Gräbe</i>	69
What and Why Did the Early Christians Believe?	
<i>Andrew Lenox-Conyngham</i>	71
Die Bibel übersetzen – eine bleibende Herausforderung	
<i>Günter Röhser</i>	75
Die Wise Guys in Indien	
<i>Edzard Hüneke</i>	82
Angst – Blockade unserer Gesellschaft	
<i>Magdalena Kirchner</i>	88
Kurzkommentare zu Hausabenden 2005/06	93
Hausabende 2006/07	102
Studienfahrt nach Brüssel - Daniel Geese und Barbara Klump	104
Eine CD als Oecumenicabeilage - Nils Haug und Bernhard Offenberger	111
Heimbewohner/innen 2006/07	113
Mitglieder	115

Vorwort

Lieber Freundeskreis!

Höhepunkt des Jahres 2006 war unser Symposium OECUMENICUM – GRÜNDUNG, WENDEZEITEN UND VISIONEN. Viele waren gekommen und feierten das 25-jährige Bestehen unseres Freundeskreises. Wie fing alles an? Wie entwickelte sich unsere akademische Gemeinschaft zu einer gelebten Wirklichkeit? Hierüber berichteten und diskutierten die ehemaligen und langjährigen Heimleiter *Prof. Günter Gassmann* und *Prof. Michael Plathow*, *Prof. Günther Röhser*, *Dr. Fernando Enns* auf dem Podium mit *Heidrun Schroeder* und *Eva Wolf* als Moderatorinnen. In Ausschnitten ist dieses nachzulesen in den ersten Beiträgen dieser Ausgabe. Aus alten Zeiten und über die Motive, die zur Gründung des Freundeskreises führten, trugen die Gründungsväter *Dr. Rolf Herrfahrdt*, ehemals Vorsitzender, und *Karl Borrmann*, unser Schriftführer, vor. - Wie geht es weiter, welches sind unsere Visionen? Das war das Thema eines anschließenden Sketches mit den gegenwärtigen „Ökis“ und ihrer Heimleiterin *Christiane Bindseil*. Einiges findet bereits seinen Niederschlag im diesjährigen Bericht zur Entwicklung des Hauses.

Welche Visionen werden sich wohl im Kontext der Universität verwirklichen lassen? Dies werden Aufgabe und Ziel unserer neuen Ephora und Direktorin *Frau Prof. Friederike Nüssel* sein, die wir hiermit herzlich begrüßen und willkommen heißen. Wie in der Mitgliederversammlung nochmals diskutiert und nun beschlossen wurde, wird von unserer Seite vorrangig die Namens- und Satzungsänderung des Vereins auf der Tagesordnung stehen. Siehe hierzu das beiliegende Protokoll. Damit soll den Veränderungen innerhalb der Universität Rechnung getragen und der Erhalt unseres Hauses gesichert werden. Wir erhoffen uns zudem eine größere Wirkungsmöglichkeit.

Wir betrauern den Verlust von *Frau Irmgard Schlink*. Sie begleitete das Ökumenikum über Jahrzehnte mit Hingabe. Sie wird uns allen im Gedächtnis bleiben. Wir gedenken ihrer in dieser Ausgabe mit einem Lebenslauf von ihrem Schwiegersohn, *Prof. Klaus Engelhardt*, der Predigt des Abschiedsgottesdienstes und einem Nachruf von *Prof. Peter Zimmerling*.

Das akademische Leben im letzten Jahr fand einen Höhepunkt im 11. Ökumenischen Forum RUSSISCH-ORTHODOXE THEOLOGIE DER GEGENWART. Hieraus veröffentlichen wir den Vortrag von *Prof. Serhiy Hovorun*. Daran schließen sich etliche Artikel aus den verschiedensten Gebieten an, und natürlich darf die Schilderung des Heimlebens nicht zu kurz kommen. *Herr Günther Keim* hat angeboten, Bilder aus fünf Jahrzehnten zu sammeln und auf CD zu brennen. Wir bitten, mit ihm diesbezüglich Kontakt aufzunehmen (Adresse im Mitgliederverzeichnis).

Wir möchten noch darauf aufmerksam machen, dass wir auf der letzte Mitgliederversammlung eine Erhöhung der Mitgliedsbeiträge beschlossen haben. Wie

aus dem beiliegenden Schreiben unserer Schatzmeisterin hervorgeht, beträgt jetzt der Mindestbeitrag 30 €, für Studierende 13 €. Je nach eigenem Ermessen kann der Betrag auch höher ausfallen. Wir werden in Zukunft verstärkt auf Spenden angewiesen sein. Hiermit möchten wir insbesondere den Sozialfonds bestücken, der auf Seite 19 näher erläutert wird.

Wir hoffen, dass die Oecumenica noch rechtzeitig vor den Pfingsttagen bei Ihnen eintrifft und als Feiertagslektüre geschätzt wird. Wir wünschen ein frohes Fest!

Mit herzlichen Grüßen

Helmut Zappe (Vorsitzender)



Aus Anlass des Jubiläums soll eine CD mit Bildern aus 5 Jahrzehnten erstellt werden. Günther Keim hat sich bereit erklärt, diese zu brennen und erbittet um Zusendungen per Post zum Einscannen (mit Rückumschlag) oder per Mail an: Günther Keim, Mittelgewann 44, 68723 Schwetzingen
keim@gemeindediakonie-mannheim.de
Insbesondere werden noch Fotos aus den 70er und 80er Jahren gesucht!

Idee und Gründung des Ökumenischen Instituts und Wohnheims

Günther Gaßmann

I. Persönliche Einleitung

Ich weiß nicht, ob es Ihnen ähnlich geht, aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich erst nach einem zeitlichen Abstand, gleichsam im Nachhinein, oftmals Jahre später, die wahre Bedeutung, die geistig-moralische Qualität und menschliche und fachliche Kompetenz einer mir nahestehenden oder gut bekannten Person erst richtig erkannt habe. Erst *post festum*, nachher, im Rückblick wurde mir bewusst: das war oder das ist ja in der Tat doch eine besondere Person, ein außergewöhnlicher Mensch. Mir ist diese Erkenntnis im Nachhinein deutlich geworden am Beispiel von Professor Edmund Schlink und seinem Ökumenischen Institut und Studentenwohnheim. Als Student, Doktorand und Assistent Schlinks befand ich mich in einer Situation respektvoller Abhängigkeit, aus der heraus eine Beurteilung des verehrten und auch ein wenig gefürchteten Lehrers nicht möglich war. Zugleich war ich so sehr innerer Bestandteil des Instituts und Studentenwohnheims, dass mir eine Beurteilung von deren Einzigartigkeit in der damaligen deutschen Universitätslandschaft versperrt war.

Erst im zeitlichen und räumlichen Abstand von zehn oder zwanzig Jahren nach meinem Abschied von Heidelberg wurde mir deutlich, dass von der Person und dem Werk Schlinks und seinen Geschöpfen, dem Institut und Studentenwohnheim, ganz wichtige Wirkungen und Impulse ausgegangen sind. Dies erkannte ich besonders nach meiner Berufung zum Direktor der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rates der Kirchen, in der Schlink wichtige Positionen innehatte und zu deren Arbeit und zur theologischen Orientierung des Ökumenischen Rates und darüber hinaus er bedeutsame Beiträge geleistet hat. Nun lebte und arbeitete ich in Genf in einer Tradition, deren Grundlagen und Umrisse Schlink wesentlich mitgeprägt hatte, und mein Respekt für seine weitreichenden ökumenischen Konzeptionen und seine an die Kirchen gerichteten kritischen Herausforderungen wuchs beträchtlich.

Aus einer solchen Distanz der Rückschau spreche ich heute zu Ihnen und will bei den Anfängen, wie es sich gehört, anfangen.

2. Geschichte

„In der Woche zwischen dem 1. und 2. Advent 1957 konnte in einem festlichen Akt im Beisein zahlreicher ausländischer Gelehrter ein Universitätsgebäude eingeweiht werden, das in seiner Art als erstmalig im Bereich der deutschen Universitäten bezeichnet werden kann. Es liegt unmittelbar am Fuße des

Schlossberges inmitten der Heidelberger Altstadt neben dem Buhl'schen Haus, der festlichen Empfangsstätte der Universität. Es war für den Architekten keine leichte Aufgabe, an dieser Stelle einen Bau zu errichten, der sowohl der traulichen Atmosphäre der Altstadt als auch den Bedürfnissen moderner wissenschaftlicher Arbeit entspricht.“ Es wurde ein Haus geschaffen, „das zugleich behaglich und sachlich, zugleich in den Rahmen der Altstadt sich einfügend und modernen Ansprüchen angemessen ist.“¹ So beschreibt Edmund Schlink das vollbrachte Werk, sein Werk. Finanziert wurde das neue Gebäude mit Mitteln des Bundesjugendplans und des Landes Baden-Württemberg. Der größte Teil der Einrichtung des Heims und die Glasfenster in der Kapelle wurden von Louis Marhoefer aus Pittsburgh in den USA gestiftet. Bei einem Heimabend, ich erinnere mich noch, erzählte Marhoefer, Ehrensensator der Universität, seine Lebens- und Erfolgsgeschichte. Letztere begann mit dem Jonglieren von unterschiedlichen Währungen während seiner Studentenzeit, was ihm die ersten Hunderttausende einbrachte.

Der Gedanke, angesichts der bedrängenden Wohnverhältnisse im unzerstörten Heidelberg zusätzlichen Wohnraum für die neu herbeiströmenden Studentmassen nach dem Ende des 2. Weltkriegs zu schaffen, kam bereits in der ersten Zeit nach 1945 auf. Die amerikanische Sektion des Lutherischen Weltbundes schenkte der Heidelberger Theologischen Fakultät 30 000 DM für die Aufstellung einer Wohnbaracke für Studenten. Doch Architekten rieten von einer kurzlebigen Holzbaracke ab und Schlink, unterstützt von den damaligen Rektoren, begann den Gedanken eines Studentenwohnheims zu entwickeln. Unter den Zielsetzungen für dieses neue Haus nennt Schlink, **erstens**, dessen internationalen Charakter. In „diesem Haus sollten Studenten aus allen Ländern und Völkern mit deutschen Studenten zusammenleben, so dass die Jugend der Nationen, die noch vor kurzem im Krieg miteinander gelegen hatten, die Gelegenheit bekomme, sich freundschaftlich näherzutreten“. Auch sollten Studenten aus den jungen, unabhängig gewordenen Nationen eine positivere Aufnahme finden, als dies früher vor dem Krieg der Fall war. Manche der damals von der westlichen Zivilisation enttäuscht z. B. nach Asien zurückkehrenden Studenten sind dann kommunistische Revolutionäre geworden (Schlink nennt Zhou Enlai). Der ursprüngliche Plan, einen Beitrag zur Linderung der studentischen Wohnungsnot zu leisten wurde also sogleich mit dem Gedanken internationaler Verständigung und Versöhnung nach dem schrecklichen Krieg verbunden.

Hinzu kam ein **zweites** Element: Das Haus sollte eine überkonfessionelle christliche Grundlage haben mit der Möglichkeit, morgens and abends, wie in amerikanischen und englischen Colleges, in einer Hauskapelle zu Andachten zusammenzukommen. Hier verband sich der Gedanke der Versöhnung, der

¹ Edmund Schlink, Der Neubau des Ökumenischen Instituts und Studentenwohnheims der Universität Heidelberg, Ruperto Carola, Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg e.V., X. Jahrgang, Band 23, Juni 1958, 3. Alle Zitate stammen aus diesem Text. Vgl auch Michael Plathow, „Das Ökumenische Institut/Studentenwohnheim der Universität Heidelberg“, Heidelberger Jahrbücher 22, 1978, 115-123.

persönlichen Förderung von Verständigung und Frieden mit dem für Schlink zentralen christlichen, gottesdienstlichen und ökumenischen Engagement. Ein weiteres, **drittes** Element sollte den Charakter des Studentenheims mit bestimmen: Bei diesem Haus, so schreibt Schlink, „war keineswegs nur an Theologiestudenten gedacht, sondern an Studenten aus allen Fakultäten“. Schlinks starkes Interesse an interdisziplinären Gesprächen kam hier zum Ausdruck. Dieser Austausch sollte nicht nur gelegentlich wie in der gepflegten Atmosphäre der Professorenengespräche in der Ziegelhäuser Stiftsmühle stattfinden, wie ich sie erlebt habe, sondern schon von unten her im Zusammenleben von Studenten beginnen. Damit verband sich für Schlink ein **viertes** Anliegen, die Beobachtung, dass „ausländische Studenten sich zum Teil sehr einsam fühlten, zu keinem näheren Kontakt mit deutschen Studenten gelangten und von manchen Zimmerwirtinnen schamlos ausgenutzt wurden“.

Ganz offenkundig ist schließlich das **fünfte** Element, das zur Entstehungsgeschichte und Zielsetzung des Wohnheims gehört: Das Heim ist ja die Schwester des Ökumenischen Instituts und wurde mit diesem zusammen sowohl baulich als auch inhaltlich konzipiert. Das Ökumenische Institut wurde als erstes Universitätsinstitut dieser Art in Deutschland geschaffen. Es wurde 1946 gegründet, und der neuberufene Heidelberger Professor Edmund Schlink war sein Vater. Zusammen mit einigen anderen Theologen war Schlink nach den schrecklichen Jahren der Naziherrschaft und der Kriegszeit und angesichts eines in steinernen und geistigen Trümmern liegenden und hungernden Mittel- und Osteuropas zutiefst davon umgetrieben, nach neuen Wegen für Kirche und Gesellschaft zu suchen. Es war wohl ein wesentliches Motiv für die Schaffung dieses Instituts, dass es half, Grenzen zu überschreiten – konfessionelle wie nationale. In den ersten zehn Jahren seines Bestehens befand sich das Institut in einem einzigen Raum in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Der musste reichen für Bibliothek, Studenten, Assistent, Sekretärin und Direktor. Nun kam 1957 die Erlösung mit dem damals neuesten Bau im Bereich der Universität.

Das räumlich gut ausgestattete und wunderschön gelegene neue Ökumenische Institut war im Vergleich zu anderen theologischen Instituten privilegiert. Vor dem Zimmer des Direktors plätscherte und plätschert unablässig weiter ein Brunnen, der sich gelegentlich auch als Bierkühler nützlich macht. Doch ein besonderer Wesenszug des neuen Instituts war, dass es eben mit dem Ökumenischen Studentenwohnheim baulich und konzeptionell verbunden ist. Durch eine Verbindungstür gelangt man von einem Reich ins andere. Das Ökumenische Institut dient der theologischen Forschung, Reflexion und Ausbildung auf dem Gebiet der Geschichte, Probleme und Zukunftsperspektiven der ökumenischen Bewegung, die seit der Gründung des Instituts enorme Entwicklungen und Fortschritte durchgemacht hat. Das Studentenheim ist hierzu das lebendige, erfahrungsbezogene Pendant ökumenischer Praxis an der Basis. Beides entsprach der kreativen Intention Schlinks: Einmal die Durchdringung und Ergänzung theologischer Studien durch die historisch vorgegebene und zum Neudenken und Handeln drängende ökumenische Dimension neuzeitlicher Christentums-

geschichte, und zum andern die „Erdung“ dieser ökumenischen Dimension in ökumenischer Praxis, in wechselseitiger ökumenischer Aufklärung und Bewusstmachung im Zusammenleben von Studierenden. „Schlink's work was never simply intellectual“, schreibt Eugene Skibbe in seiner schönen Schlink-Biographie², die jetzt übersetzt wird und bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erscheinen wird.

3. Was ist daraus geworden? Der Weg seit 1957

Fast fünf Jahrzehnte sind seit der Einweihung des Studentenwohnheims und der neuen Räumlichkeiten des Ökumenischen Instituts vergangen. Wir blicken zurück und fragen, was aus den Intentionen Schlinks geworden ist. So gehe ich noch einmal zu den von Schlink intendierten fünf Merkmalen des Heims zurück und gehe von ihnen aus. **Erstens**, der internationale Charakter des Heims. Dieser hat das Haus in besonderer Weise und kontinuierlich geprägt. Er kommt in vielfältigen Formen des persönlichen und gemeinschaftlichen Austauschs, der Information, der Anteilnahme, neuer Freundschaften und auch der Küchendüfte zum Ausdruck. So ist ein Haus mit offenen Horizonten entstanden, eine kleine Zelle internationaler Verständigung und Freundschaft, die dann auch im weiteren Lebensweg ehemaliger Heimbewohner und Heimbewohnerinnen Früchte trägt, Wirkungen zeitigt. Ein Ehemaliger ist gerade evangelischer Propst in Jerusalem geworden. So geht das ...

Zweitens, der interkonfessionelle, christliche, gottesdienstliche Charakter des Hauses ist ebenfalls von Anfang an prägend geblieben, natürlich mit Modifikationen. Eine davon war, dass in den letzten Jahren auch einige Studierende aufgenommen wurden, die anderen Religionen angehören. Angesichts der heutigen politischen und geistigen Dringlichkeit interreligiöser Verständigung scheint mir dies eine sinnvolle Erweiterung des ursprünglichen Mandats zu sein. Die christliche Basis des Zusammenlebens im Heim sollte nach Schlink besonders durch die Andachten gefördert werden und damit unmittelbar verbunden auch die Erfahrung ökumenischer Zusammengehörigkeit. Ich vermute, dass hier Schlinks ökumenische Erfahrungen, die er auch reflektiert hat, eine Rolle gespielt haben, wonach Christen verschiedener Konfessionen gerade im Gottesdienst einander näherkommen, auch wenn sie in der Glaubenslehre noch getrennt sind. Für die Andachten hatte Schlink eine eigene Kapelle vorgesehen, im Unterschied zu vielen protestantischen Einrichtungen in Deutschland, wo man im Speise-, oder Tagungs-, oder Klubraum zu Andachten zusammenkommt.

Schlink hatte sich auch eine originelle Gestaltung der Kapelle ausgedacht. Die Teilnehmenden sollten nicht wie üblich in Reihen hintereinander sitzen und den Nacken ihres Vordermanns oder ihrer Vorderfrau meditierend betrachten, son-

² A Quiet Reformer. An Introduction to Edmund Schlink's Life and Ecumenical Theology, Minneapolis: Kirk House Publishers, 1999.

dern sie sollten sich ansehen (oder auch anlächeln) können. Zu diesem Zweck wurde auf beiden Seiten der Kapelle ein aufsteigendes Chorgestühl eingebaut, das den einzelnen dort Sitzenden ein eigenes kleines Sitzreich, nicht zu nahe neben den anderen und doch bei ihnen, schenkte. Gemeinschaft und Individualität waren so gewahrt. Das Chorgestühl sollte dem liturgischen Wechselgesang und dem Einander-Zusprechen bei den Andachten dienen, und so haben wir es auch in den zehn Jahren gehalten, in denen wir im Heim lebten, und so war es auch in den zwei Jahren zuvor und sicher oft nach uns. Bis in einem Akt bornierter Unsensibilität, so sehen wir Alten es jedenfalls, das Chorgestühl herausgerissen wurde weil man mehr Platz für eine Studentenküche brauchte. Man hätte eine andere Lösung finden können.

Das – **drittens** – interdisziplinäre Gespräch zwischen Studierenden verschiedener Fakultäten wurde in der Vergangenheit auch durch die relativ vielen Doppelzimmer gefördert, wo auf engstem Raum z.B. ein griechischer Mediziner und ein deutscher Theologe zusammenlebten – aber eben doch auf engstem Raum. Aus den Berichten der letzten Jahre ersehe ich, dass die Begegnung zwischen den Fakultäten und die Diskussion über aktuelle politische, soziale und andere Fragen bei Hausabenden eine wichtige Rolle spielt. Edmund Schlinks Absicht, **viertens**, dass ausländische Studenten im Studentenheim eine gewisse Beheimatung und engere Kontakte zu deutschen Studenten finden mögen, hat sich während der vergangenen Jahre auf vielfältige Weise bewährt. In einer Massenuniversität kann so ein relativ kleines Heim das Gefühl einer vorübergehenden Beheimatung und Zugehörigkeit vermitteln. Eine solche Bewährung gilt sicher auch, **fünftens**, für die programmatische Komplementarität von Ökumenischem Institut und Studentenheim. Das Heim hat auf ganz natürlich-menschliche Weise im persönlichen Miteinander der Heimbewohner und Heimbewohnerinnen ökumenisch gewirkt im Sinne eines besseren Kennenlernens anderer Kirchen und anderer kirchlicher Situationen und Lebensformen. Aber auch durch Heimabende, Heimfahrten, Veranstaltungen im Institut, etc. wurde die Kenntnis der Anderen vertieft und das Wissen um Gemeinsamkeiten und Unterschiede erweitert.

Die immer wieder neu erlebte Gemeinschaft im Studentenheim und die bleibende Erinnerung an eine gute Zeit, die man hier erlebt hat, hat vor 25 Jahren zur Gründung des Freundeskreises des Ökumenischen Studentenwohnheims geführt. Hier ist eine Verbindung unter den Ehemaligen, aber auch zwischen ihnen und dem gegenwärtigen Leben des Heims geschaffen worden. Darüber in anderen Beiträgen mehr.

Schlinks Hoffnungen haben sich erfüllt, mit manchen Veränderungen gegenüber seinen ursprünglichen Vorstellungen, da Kontinuität und Erfüllung immer auch Wandel und Neuinterpretation einschließen. Da ökumenische Pioniere, zu denen Schlink zweifellos gehört, nicht unsterblich sind, bleiben er und seine Vorstellungen weiterhin lebendig durch das Haus in der Plankengasse 1 und 3. Doch einen neuen Schritt in der Geschichte des Studentenheims hatte er nicht

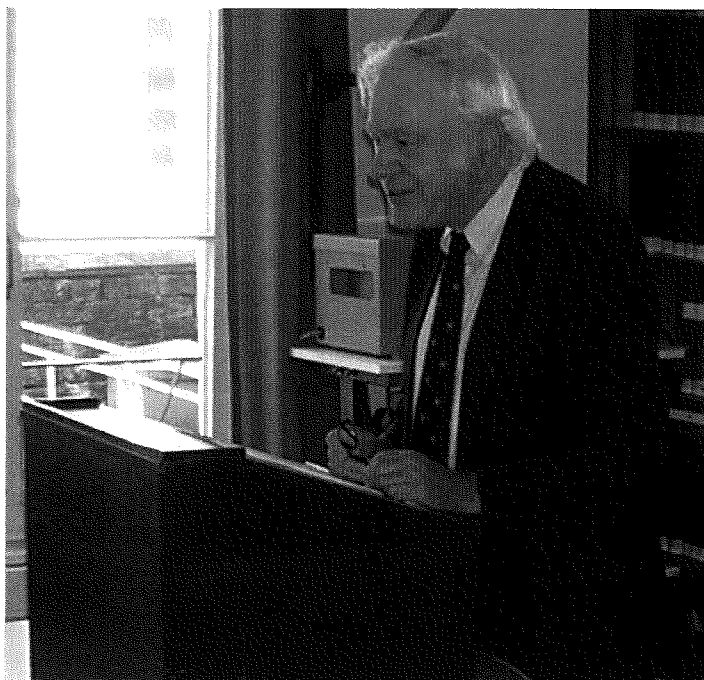
vorgesehen. Schlink hat das Studentenheim als Behausung männlicher Studenten geplant, fraglos und ohne nähere Erläuterung, und das blieb es auch für längere Zeit. Ich vermute, dass in seinen Vorstellungen ein nur von Männern bewohntes Haus aus praktischen und psychologischen Gründen näherlag als ein Heim mit „gemischter“ Bewohnerschaft. Es gab ja andererseits auch drei Studentinnenwohnheime in unmittelbarer Nähe des Ökumenischen Studentenwohnheims. In England und Amerika ist in den letzten Jahren viel über die Vor- und Nachteile von reinen Frauen- oder Männercolleges diskutiert worden. Die etwas rauhe, nicht immer sehr feinsinnige, zugleich aber hilfsbereite und kameradschaftliche Männergesellschaft in unserer Zeit hatte ihre eigenen Reize. Gleichzeitig haben wir Alten bei Besuchen im Heim erlebt, besonders bei Festen und Veranstaltungen, wie Studentinnen das Leben in dieser Gemeinschaft in einer Weise musisch, ästhetisch, atmosphärisch und kulinarisch bereichern können, wie dies früher nicht der Fall war.

Eine weitere Entwicklung, die Edmund Schlink nicht direkt angesprochen hat und die man damals auch aus ideologischen Gründen nicht ansprach, besteht wohl darin, dass das Heim zur Heranbildung und Weiterbildung einer Elite beigetragen hat. Mit „Elite“, ein wieder hoffähiger Begriff angesichts der Bemühungen in unserem Land, amerikanischen Eliteuniversitäten nachzueifern, also mit Elite meine ich nicht eine herausgehobene Schicht von Menschen auf der Grundlage von Herkunft und gesellschaftlicher Position. Zu einer Elite gehören vielmehr Menschen, die an ihrem jeweiligen gesellschaftlichen Ort sich durch Kompetenz und Engagement, durch moralisch-soziale Verantwortung und kritische Haltung gegenüber den negativen Elementen einer manipulierten Massengesellschaft sowie durch ein Bewusstsein globaler Zusammenhänge auszeichnen. Ich habe erlebt, dass das Studentenheim dazu beigetragen hat, dass Menschen, vor allem wenn sie etwas länger im Heim wohnen konnten und durften, in Richtung hin auf eine solche Elite geprägt worden sind.

4. Abschließende Bemerkungen

So blicken wir zurück, aus einem noch nicht so großen zeitlichen Abstand, und erkennen deutlicher als zu unserer eigenen Zeit im Studentenwohnheim, was die Vision und Energie eines Menschen bewirken und welche bleibenden Wirkungen sie inmitten aller Veränderungen haben kann. Dies alles hat seine Wurzeln im ökumenischen Denken und Wollen Edmund Schlinks. Er war ja nicht von einer rein akademisch inspirierten Faszination für das neue Phänomen, ökumenische Bewegung genannt, angezogen. Seine ökumenischen Reflexionen und Intentionen waren ganz und gar existentiell und kontextuell bestimmt. Sie waren angetrieben und geprägt von seiner theologisch reflektierten Erfahrung des deutschen Kirchenkampfes in der Nazizeit, von der Tragödie des Zweiten Weltkrieges, vom Ost-West-Konflikt in der Nachkriegszeit und mit diesem verbunden von der Diskriminierung und Verfolgung von Christen in Osteuropa und in anderen Teilen der Welt und, schließlich, von der Unabhängigkeit der „Jun-

gen Kirchen“ in Afrika und Asien samt den Hoffnungen und Problemen ihrer Völker. Schlinks theologisches und ökumenisches Denken war bestimmt von diesem historischen Kontext und getrieben von der Frage nach dem Weg, den Gott seine Kirche in diesem Augenblick der Weltgeschichte führen will. Dies bildete den breiten historischen Hintergrund und Rahmen, von dem her Schlink visionär und kreativ die Samenkörner des Ökumenischen Instituts und Studentenwohnheims in Gottes Erde und Welt legte und deren Wachsen und Gedeihen er bis an sein Lebensende engagiert verfolgte. Wir sind seine dankbaren Erben.



Prof. Dr. Günther Gaßmann

Eine schöne Zeit

Bericht über das Leben im Ökumenischen Studentenwohnheim in Heidelberg

Michael Plathow

“Eine schöne Zeit“ - so sprach meine liebe Frau Ursula während ihrer schweren Krankheit kurz vor ihrem Abruf durch Gott von unserer Zeit im Ökumenischen Studentenwohnheim in der Plankengasse 3.

Vom 1.9.1972 bis zum 30.9.1982 wohnten wir dort mit unseren Kindern Christian und Barbara zusammen mit den Studierenden aus verschiedenen Ländern, verschiedenen Fakultäten und verschiedenen christlichen Konfessionen. Vom 1.9.72 bis 31.8.81 war ich dort Studienleiter und wissenschaftlicher Assistent und vom 1.9.81 bis 30.9.82 hatte ich zusätzlich die Lehrstuhlvertretung und die kommissarische Leitung des Ökumenischen Instituts und das Ephorat des Studienhauses inne.

Angestrebt war immer folgende Zusammensetzung der Hausbewohner: ein Drittel Theologen - zwei Drittel Nichttheologen, ein Drittel Deutsche - zwei Drittel Ausländer, ein Drittel Doktoranden - zwei Drittel Studierende. Sie durften 4 Semester und auf Antrag ein fünftes Semester in dieser Universitätseinrichtung von Lehre, Forschung und Leben wohnen. Es hatte sich herausgestellt, dass die Bewohner längerer Dauer sich an dem besonderen Gemeinschaftsleben meist nicht mehr beteiligen und engagieren wollten: Morgen- und Abendandacht in konfessioneller Prägung mit gemeinsamen Frühstück, montags gehalten vom Ephorus Professor Dr. R. Slenczka und dem Studienleiter im Wechsel zu thematischen Reihen (Vaterunser, Psalmen, Gleichnisse Jesu, Zehn Gebote, Glaubensbekenntnis usw.); wöchentlicher wissenschaftlicher Hausabend mit interessanten Referenten aus verschiedenen Fakultäten und Institutionen (E. Schlink, Cl. Westermann, Hilde Domin u. a.) - Professor Schlink ließ sich immer eine Liste mit Fragen geben, auf die er dann sehr präzise einging mit vielen Berichten aus Kirchenkampf, Universitätsleben und Ökumene; Arbeitsgruppen; Semester-Studienreise (Genf-Bossey, Nürnberg-Neuendettelsau-Eichstätt, Auf Spuren Tilman Riemenschneiders, Straßburg-Colmar, Bonn-Köln usw.); Feste, ja, die Feste: Faschingsfeste, Sommerfeste, Geburtstagsfeiern, Promotionsfeiern usw. Frauen aus den nahegelegenen Studentinnen-Heimen „Haus Lieselotte“ und „Fremerey-Haus“, aber auch aus anderen Häusern nahmen selbstverständlich an den Festen, aber auch an den wissenschaftlichen Hausabenden und an den Studienreisen und ökumenischen Gottesdiensten teil. Die Genderfrage hatte damals - wie in den kommunitären Gemeinschaften in Gnadenenthal, Selbitz, Schwanenberg und Taizé, mit denen wir Kontakte pflegten, im

Blick auf die geringe Zahl von Studentinnen an der Universität damals noch keine große Bedeutung.

Andererseits übte die Ehefrau des Studienleiters eine wichtige Funktion aus im Leben der Hausgemeinschaft beim Kochen der Abendessen vor den wissenschaftlichen Hausabenden und eine nicht geringe pflegerische, psychologische und seelsorgerliche bei Krankheit eines Hausbewohners, bei Liebeskummer und bei politischen und familiären Konflikten in der fernen Heimat der ausländischen Heimbewohner. Sie prägte das Konvivialium mit den damals 36 Bewohnern in erheblichen Maße mit. „Oikos“, „Häuschen“, „Palazzo oecumenico“ wurde die Plankengasse 3 von vielen liebevoll genannt.

Wenn ich das Tage- und Gästebuch der Jahre 1972 bis 1982 durchblättere, so vergegenwärtigen sich viele Erinnerungen an Einzelereignisse und an einzelne Hausbewohner. Die Struktur aber des Gemeinschaftslebens war geprägt - ähnlich wie im englischen Collegesystem - durch:

1. die Andachten morgens und abends an den Wochentagen. Die Kapelle war das Zentrum - man könnte sagen: das Herz - des Hauses. Der Andachtsarbeitskreis des Tutors und Studienleiters war verantwortlich für die von den Hausbewohnern konfessionell gestalteten Zeiten der Stille und Einkehr. Am Montagmorgen wurden sie vom Ephorus und Studienleiter im Wechsel gehalten. Einmal - meist gegen Ende - im Semester wurde ein ökumenischer Gottesdienst - manchmal mit Abendmahl - vom Pfarrer der Heiliggeist-Kirche, zu dessen Parochie das Oecumenicum gehört, gefeiert. Man wird nicht sagen dürfen, dass alle Hausbewohner in die Kapelle eilten, wenn die Glocke ertönte. Oft waren die Andachten sehr gut besucht; bisweilen versammelten sich aber auch nur wenige - drei bis sieben -, die dann stellvertretend für die anderen Bewohner, für die anderen Kommilitoninnen und Kommilitonen im Gebet vor Gott verbunden waren im damaligen Chorgestühl vor dem Glasfenster mit der kombinierten Darstellung der Ausgießung des heiligen Geistes (Apg 2) und der Auferweckung der Totengebeine nach Hes 37, antitypisch zum Fenster mit dem Turmbau zu Babel und seiner Sprachverwirrung. Das Prospekt des Ökumenischen Studentenwohnheims zeigte in diesem Sinn auch das Glasfenster, vom Leipziger Künstler Krüger geschaffen, hinter dem Steinaltar und dem Kreuz darauf.

2. die ökumenische Perspektive. Ökumenisch meinte die innerchristliche Gemeinschaft der verschiedenen Konfessionen und Kirchen. Die Weltgemeinschaft der Religionen war weniger akut. Die konfessionellen Andachten, die ökumenischen Gottesdienste etwa zur „Gebetswoche für die Einheit der Christen“, die Studienreisen nach Genf, Eichstätt, Straßburg und so mancher wissenschaftliche Hausabend etwa von Professor E. Schlink, Professor R. Slenczka, Professor Fr. Heyer, Professor, E.C. John, Professor H.E. Tödt und des Studienleiters prägten diese Dimension des ökumenischen Zusammenlebens. Professor E. Schlink erinnerte in diesem Zusammenhang gern an den rotchinesischen Politiker Chou, der als Christ durch die Mitarbeit im CVJM nach

Deutschland kam, in Leipzig aber wenig vom gelebten christlichen Glauben erfuhr und sich dann in der kommunistischen Ideologie beheimatete. Was wäre, wenn er authentisch gelebten christlichen Glauben damals erlebt und erfahren hätte?

3. der interdisziplinäre Diskurs. Das interdisziplinäre Gespräch, angeregt durch kompetente Referenten bei den wissenschaftlichen Hausabenden, stellte einen wichtigen Gestaltungsfaktor des Hauslebens dar. Oft wurde der engagierte Diskurs weitergeführt nach den Hausabenden in der Küche, auf den Zimmern und in Arbeitsgruppen. Nun können nicht alle Themen aus den fast 11 Jahren aufgezählt werden; sie sind im Tage- und Gästebuch des „Oikos“ nachzulesen. Verwiesen sei auf die Abende mit dem Romanisten Fr. Paepcke zu „Camus“ und „Pascal“, des Sinologen Ledderose zu „Chinesischer Kunst“, des Mediziners H. Schäfer zu „Was ist der Mensch?“, des Juristen Schmidt-Aßmann zu „Tendenzen im Verwaltungsrecht“, des Juristen Miehe zum Strafrecht, des Philosophen Gadamer zur Hermeneutik. Dazu kommen die Vorträge der Mitglieder der Heidelberger Theologischen Fakultät: E. Schlink, G. v. Rad, Cl. Westermann, G. Seebaß, Chr. Burchardt, R. Rendtorff, G. Bornkamm, usw., die Dichterlesung von H. Domin und der Besuch von Prof. Mangakis, der während der Militärdiktatur in Griechenland auf Einladung von Kultusminister Hahn in Heidelberg weilte und nach der Zeit der Militärdiktatur Justizminister in Griechenland wurde, sowie der Leiter des Akademischen Auslandsamtes Schneider, der Auslandsbischof der EKD A. Wischmann und die Abende zu D. Bonhoeffer des Studienleiters.

Die wissenschaftlichen Hausabende mit ihren interdisziplinären Diskursen bedeuteten angesichts der Multiversität der Uni mit ihren Spezialisierungen Horizonterweiterungen und so etwas wie eine akademische Universität im kleinen. Prägende Erfahrungen für die jungen Akademiker, die einmal in ihren Kirchen und Ländern einflussreiche Berufe ausüben werden und ausüben, waren diese festen Institute im Gemeinschaftsleben dieses Hauses.

4. der interkulturelle Austausch. Interkulturelle Kommunikation, kulturelle Identität und Differenz, Differenz und Verständigung, Verständigung und Konvivenz im Zusammenhang auch von Religion und Toleranz sind heute aktuelle und brisante Themen. Im ökumenischen Studentenwohnheim lebten wir den interkulturellen Austausch: in der Küche beim Bereiten der heimischen Speisen, auf den Zimmern beim Erzählen von Zuhause, bei Hausabenden durch Berichte von der eigenen Landesgeschichte, Landeskunde, politischen Situation, beim Vortrag einheimischer Lieder und Zitieren von Schriften der eigenen Tradition, beim Einbringen indigener Elemente in das gottesdienstliche Leben.

Spannungsvoll und auch konfliktreich waren die Diskussionen über die politischen Problemfelder und über die Wirkung und Einschätzung politischer Veränderungen und Umstürze: Ich erinnere an die Apartheits-Politik in Südafrika, die Militärdiktatur in Griechenland, das Militärregime in Südkorea, die Machtergreifung I. Amins in Uganda, den Umsturz in Nicaragua, den Sturz Allendes in

Chile und den Krieg zwischen Äthiopien und Somalia; hinzu kam der so vieles bestimmende Ost-West-Konflikt mit seinen ideologischen Hindergründen - was bedeutete es doch für die Diskussionen im Haus, als Pfarrer Jan Stancel aus Bratislava, Gabor Vlado und J. Vamos aus Ungarn, Herr Piltz aus Görlitz und J. Leb aus Rumänien über den „Eisernen Vorhang“ nach Heidelberg im Ökumenikum einzogen.

Höhepunkte des interkulturellen Austausches waren die sogenannten Ausländerbegegnungen an einem ganzen Samstag im Semester: indonesische, japanische, koreanische, nigerianische, ghanaische, taiwanische, amerikanische u. a. Studierende präsentierten ihre Geschichte und Kultur, ihre Speisen und ihr gottesdienstliches Leben. Unterstützt wurden sie oft von ihren Ausländer- oder Migrationsgemeinden, vom Akademischen Auslandsamt, der ESG, der SMD und auch von ihren Botschaften. So nahm etwa der ghanaische Botschafter am „Ghana-Tag“ persönlich teil. Nicht geringe Ausstrahlung hatten diese Begegnungstage in die breitere Studentenschaft.

Ich persönlich fand viele Kontakte zu den Ausländer- und Migrationsgemeinden in Heidelberg und Umgebung, mit denen ich über mehrere Jahre die „Ökumenischen Christvespern“ am 24. Dezember in der Universitätskirche zusammen gestaltete: die universale Freude über die Geburt des Heilandes der Welt in verschiedenen kulturellen Ausdrucksformen.

Das geistliche Leben in der Kapelle, die ökumenische Gemeinschaft, der interdisziplinäre Diskurs und der interkulturelle Austausch bildeten somit die Gestaltungselemente des Zusammenlebens in diesem Haus.

Noch wichtiger aber waren die Menschen, verschieden wie sie sind, die dieses Haus mit Leben füllten durch ihre Engagement. Ich denke an die verschiedenen Tutoren und Kapitelvorsitzenden.

Ich denke an die, die nicht mehr unter uns sind wie besonders meine liebe Frau Ursula, an Oliver Oketchbos aus Ghana, an Jan Stancel aus der Slowakei, an Georg Becker und D. Andrae, aber genauso an Edmund Schlink und seine Frau, an Fritz Paepcke und Friedrich Heyer.

Ich denke an markante Bewohner wie Hervé Ott, Georg Scriba, J. Arguëlo, Herrn Kwun, Prof. Kuratzuka, Sh. Suzuki, Prof. Marcellos, E. Born, Herrn Tebege, Gofferie, Breitmeier, J. Purba, Lenox-Conyngham, G. Keim, Herrn Zappe, B. Günther, D. Moukanos, U. Dehn, E. Schlicker, St. Kunz, A. Richter, U. Rauh, J. Dübbelde, R. Miessler, G. Röhser, J. Dengler, Fr. Lotichius, G. Barfuß, S. Wittnebel, Fr. Wich, K.H. Borz, A. Luz und wie sie alle heißen; dies sind Namen, die mir momentan einfallen, bei ruhigem Nachdenken und Erinnern wären es noch viel mehr: ein jeder besonders, einzigartig mit seiner besonderen Geschichte und seinen besonderen Gaben und Charismen.

Auf diesem Hintergrund möchte ich als besondere Ereignisse während meiner Zeit als Studienleiter und kommissarischer Direktor erwähnen:

- den Bau des Wissenschaftlich Theologischen Seminars in der Kisselgasse

gegenüber der Plankengasse mit seinem Lärm,

- den Anschluss an die Fernheizung; vorher wurde das ganze Haus durch einen Koksöfen beheizt, den an den Wochenenden die Studierenden und dann vor allem ich selbst auffüllen mussten. Es bedeutete eine leichte Katastrophe, wenn er ausging.

- die Begrenzung der Wohnzeit auf 4 Semester und mit Antrag auf ein 5. Semester, was zu einigen Konflikten mit schon sehr lange im Haus wohnenden Studenten führte,

- die Ängste und das Engagement gerade vom Ephorus Professor R. Slenczka um den Erhalt des Ökumenischen Studentenwohnheims, als das Collegium Academicum als Universitätseinrichtung nach den 68er Jahren aufgelöst werden musste. Viel wäre da noch hinzuzufügen. In diesem Zusammenhang wurde der Verein der Ehemaligen vor nun 25 Jahren, mitgetragen durch das hohe Engagement von Dr. Herrfahrdt, gegründet,

- der 75. und der 80. Geburtstag des Altephorus Professor E. Schlink zusammen mit den Hausbewohnern und vielen anderen Gästen,

- meine Verabschiedung mit vielen Gästen aus der Universität und den Kirchen, bei der mir die Studierenden ein kleines Modell unseres „Oikos“ schenkten.

„Eine schöne Zeit“ war es, wie meine liebe Frau Ursula während der letzten Tage ihres Lebens einmal sagte. Möge das Ökumenische Studentenwohnheim seinen Charakter und sein Profil an der Heidelberger Universität auch in Zukunft behalten. Gott segne es!

Kontinuität und Wandel – das Jahr 2006 im Oecumenicum

Bericht der Studienleiterin

Christiane Bindseil

Viel ist im Jahr 2006 im Ökumenischen Institut und Wohnheim passiert. Manche gute Tradition wurde auf spezifische Weise weitergeführt, einige Umbrüche haben stattgefunden.

Zu erstem zählen theologische Highlights am Institut, ein vielfältiges und intensives Gemeinschaftsleben im Wohnheim mit wunderbaren Festen und Exkursionen, zu letzterem die Neubesetzung des Lehrstuhls für Ökumenische Theologie: wir sind sehr froh, dass wir zu diesem Wintersemester Frau Prof. Nüssel als neue Ephora des Wohnheims und Direktorin des Ökumenischen Institutes bei uns begrüßen konnten.

Aber beginnen wir mit der ersten Jahreshälfte, mit den Ereignissen am Institut. Das sogenannte „Ökumenische Forum“, zu dem einmal im Semester Wissenschaftler eines anderen konfessionellen und kulturellen Hintergrundes zu Vorträgen und Diskussion eingeladen werden, ist inzwischen zur Tradition geworden und fand im Januar zum 10. Mal statt. Hierzu ließ sich Prof. Liu Xiaofeng gewinnen, einer der bekanntesten Denker Chinas, der neben Angehörigen der theologischen Fakultät und ökumeneinteressierten Laien über 60 chinesische Studierende in unser Haus lockte.¹

Weniger bekannt, aber nicht minder interessant waren die beiden Referenten des 11. Ökumenischen Forums im Juni. Die russisch-orthodoxen Theologen Serhiy Hovoroun und Vladimir Shmalyi zeigten in ihren Vorträgen über das Trinitäts- bzw. Personverständnis der orthodoxen Theologie eine Fülle von Anknüpfungspunkten für das ökumenische Gespräch auf und faszinierten die Zuhörenden durch ihre spannende und humorvolle Vortragsweise.²

Durchgeführt werden konnten diese Foren durch das Engagement von Prof. Welker, der als kommissarischer Direktor das Haus mit großem Einsatz durch die Zeit der Lehrstuhlvakanz geführt hat. Ihm sei an dieser Stelle unser herzlicher Dank ausgesprochen!

Großer Dank gilt auch dem Team der Mitarbeitenden, die nicht nur die Foren mitgeplant und organisiert haben, sondern auch den Alltag am Institut mit viel Umsicht aufrecht erhalten haben: Kurt Vesely und Diederik Noordveld als wissenschaftliche Angestellte, Benjamin Lorenz, Frauke Hofmann, Daniel Geese

¹ siehe Artikel S. 48

² siehe Artikel S. 50

und Rebekka Scheck als wissenschaftliche Hilfskräfte.

Was das Gemeinschaftsleben im Wohnheim betrifft, so war das Jahr äußerst kurzweilig. Das Sommersemester war geprägt von der Fußball-WM. Gibt es ein besseres Setting dafür als unseren Hof mit Beamer und Leinwand und einer Fangemeinde, aus der bei fast jedem Spiel mindestens einer ekstatisch jubelt und einer in Depression versinkt?

Auch selber betätigten sich die Ökis sportlich und konnten beim Volleyballturnier der Studienhäuser und Studierendengemeinden (inzwischen auch eine gute Tradition) immerhin den fünften Platz belegen (ein echter Wandel, denn bislang bildete das Ök-Team immer ehrenvoll das Schlusslicht).

Dann war da noch die Studienfahrt, die uns dieses Jahr nach Brüssel führt. Drei Tage Dauerregen (auch dies inzwischen Tradition bei der Studienfahrt) und eine Autopanne mit totalem Motorschaden konnten der Stimmung keinen Abbruch tun und gaben der Fahrt einen besonderen Erlebnischarakter.³

Nicht zu vergessen ist natürlich das Sommerfest, bei dem die „Ökis“ wieder auf beeindruckende Weise ihre musischen und künstlerischen Talente zum Besten gaben. Der Programmteil endete diesmal mit einer Darbietung von Feuerschluckern im Garten (das passte zu dem Löschzug der Feuerwehr, der kurz zuvor mit Blaulicht eingetroffen war, weil Nachbarn über der Rauchentwicklung des Grills in Sorge geraten waren).

Das Symposium anlässlich des 25jährigen Bestehens des Freundeskreises am folgenden Tag eröffnete ehemaligen und gegenwärtigen Bewohnern neue und spannende Perspektiven auf das Haus, auf Kontinuität und Wandel seit 1957, und brachte die verschiedenen Generationen auf gelungene Art miteinander ins Gespräch.⁴

Mit Ende des Sommersemesters wandelte sich das Leben im Haus in so mancher Hinsicht. 11 Bewohnerinnen und Bewohner, also fast die Hälfte, zogen aus. Staunend und mit großer Dankbarkeit sehe ich, wie sich die Gemeinschaft mit den 11 neuen Ökis ganz neu konstituiert und den „Geist des Hauses“ auf ihre eigene, wunderbare Weise fortleben lässt. Als Nationen sind nun vertreten: Brasilien, Österreich, Ungarn, Rumänien, Moldavien, Russland, Südkorea, China, Indien, Senegal, Kamerun, Madagaskar und Deutschland.

Ein zwölfter kleiner Neu-Öki mogelte sich um das Auswahlverfahren und die Quotenregelung herum: Mitte September kam unser Sohn Severin zur Welt, Gott sei Dank gesund und munter, und auch er fühlt sich, wie schon seine beiden Schwestern, in der ökumenischen Hausgemeinschaft sichtlich wohl.

Während meines Mutterschutzes von Anfang August bis Mitte November vertrat mich Kurt Vesely als Studienleiter. Durch seine jahrelange Mitarbeit am Institut und Verbundenheit mit dem Wohnheim war er hervorragend dafür qualifiziert

³ siehe Artikel S. 103

⁴ siehe die Artikel auf den Seiten 4 und 11

und ich hätte mir keinen besseren Vertreter wünschen können. Vielen Dank dafür!

Schließlich nahm, mit Beginn des Wintersemesters, Frau Prof. Nüssel⁵ ihre Arbeit als Institutsdirektorin und Ephora des Wohnheims auf. Mit viel Energie und neuen Ideen, mit ihren ökumenischen und internationalen Kontakten und ihrem großen Interesse am Wohnheim wird sie das Renommé des Haus ausbauen und eigene Akzente setzen.

Einige Herausforderungen, v.a. finanzieller Natur, begleiten die neue Ära des „ÖK“. So wurde die Studienleiterstelle bereits vor zwei Jahren auf 50% reduziert. Bei den Berufungsverhandlungen konnte Frau Prof. Nüssel für ein Jahr, d.h. bis September 2007, die Stelle auf 75% aufstocken. Bis dahin müssen wir eine alternative Finanzierung für mindestens ¼ Stelle gefunden haben, denn ein Stellenumfang von nur 50% würde bedeuten, dass der/die Studienleiter/in nur noch die Betreuung des Wohnheims wahrnehmen kann. Damit würde hin-fällig nicht nur das Spezifikum dieser Stelle; es wäre das Gesamtkonzept des Hauses bedroht, da die Verbindung von Institut und Wohnheim wesentlich durch die Studienleitung mitgetragen wird.

Das Haus wird auch in Zukunft immer mehr auf die Unterstützung des Freundeskreises angewiesen sein, zum einen, weil es eine Lobby braucht, zum anderen in finanzieller Hinsicht. Jede Spende des Freundeskreises an das Haus, z.B. zur Unterstützung der Studienfahrt, erhält dadurch einen doppelten Wert, dass sie dem Druck des Rektorates, Drittmittel zu akquirieren, entgegenkommt.

Fest installiert ist inzwischen das so genannte „Frühstücksstipendium“, mit dem der Freundeskreis dem Bewohner / der Bewohnerin, die das Frühstück für die anderen vorbereitet, ein kleines Honorar zahlt. Es ist in doppelter Weise eine große Unterstützung: Erstens hilft dieses „Stipendium“ der vorbereitenden Person bei der Finanzierung des Studiums; zweitens leistet es einen wichtigen Beitrag zur guten Atmosphäre im Haus, die nicht unwesentlich beim morgendlichen Kaffee gepflegt wird. Wir danken allen, die mit ihren Mitgliedsbeiträgen und Spenden das Haus mittragen, sehr, sehr herzlich.

Dass dieses Haus Modellcharakter hat, zeigte sich wieder mal an der Vielfalt von Gruppen, die wir durch Institut und Wohnheim führen durften und mit denen wir ins Gespräch kommen konnten. Das Interesse reichte von einer Delegation der UCC über Collegestudenten aus Minnesota bis hin zu ungarischen Militärseelsorgern.

Zum Abschluss darf ein Hinweis auf das Jahr 2007 nicht fehlen. Es wird ein besonderes Jahr für das „ÖK“, denn es feiert sein 50jähriges Bestehen! In der Woche zwischen dem 1. und 2. Advent 1957 wurde der Neubau von Institut und Wohnheim in der Plankengasse feierlich eröffnet.

Aus diesem Anlass wird es am 17. November ein hochkarätig besetztes Sym-

⁵ siehe Artikel S. 20

posium geben, zu dem u.a. schon Kardinal Lehmann zugesagt hat. Die jährliche Adventsfeier wird entsprechend vorverlegt und zu einem Jubiläumsfest am Abend desselben Tages. Ich kann nur empfehlen, sich dieses Wochenende schon mal frei zu halten und freue mich darauf, viele Ehemalige und Freunde des Hauses zu treffen!

Spenden für den „Sozialfonds“ erbeten

Der Mensch lebt nicht von Brot allein ... aber ohne Brot lebt er gar nicht.

Im ÖK gibt es jedes Semester Menschen, die es nicht leicht haben, das Geld für ihr tägliches Brot zu verdienen, und es kann vorkommen, dass der eine oder die andere ohne eigenes Verschulden in eine akute finanzielle Notsituation gerät: Weil ihr Herkunftsland, von dessen Regierung sie ein Stipendium zugesagt gekriegt haben, einfach nicht zahlt; weil der Deutschkurs, den sie belegen müssen, plötzlich einige hundert Euro kostet; oder weil sie krank werden und eine Zeit lang nicht mehr jobben können. Solche Situationen werden wahrscheinlich häufiger vorkommen, wenn ab dem Sommersemester 2007 allgemeine Studiengebühren in Höhe von 500 € pro Semester erhoben werden.

Eine ökumenische Gemeinschaft darf sich nicht ausschließlich auf das spirituelle Wohl ihre Glieder konzentrieren. Auch in materieller Hinsicht stehen wir in der Verantwortung. Deshalb wurde beschlossen, einen Sozialfonds ins Leben zu rufen, mit dem auf unbürokratische und unkomplizierte Weise solchen „Ökis“ geholfen werden kann, die in eine akute finanzielle Notsituation geraten sind. Es soll nicht um eine dauerhafte Unterstützung gehen; oft ist es schon eine riesige Erleichterung, wenn eine Monatsmiete ausgelegt oder einmalig ein Krankenkassenbeitrag übernommen werden kann. Dieser Sozialfonds liegt auf dem Konto des Freundeskreises und kann von der Studienleiterin in Absprache mit der Kassenführerin abgerufen werden.

Wer noch eine sinnvolle Verwendung für seine Hochzeitskollekte sucht, wer eine Urgroßtante hat, die nicht weiß wohin mit ihrem Geld, oder wer beim runden Geburtstag keine langweiligen Bildbände geschenkt bekommen möchte, möge doch an diesen Sozialfonds denken und eine Spende auf das Konto des Freundeskreises (siehe Impressum), Stichwort „Sozialfonds“ überweisen bzw. um Überweisung bitten. Jede Spende, und sei sie noch so klein, auch ohne Urgroßtante, auch ohne besonderen Anlass, ist willkommen und wird sehr dankbar aufgenommen - als materielle Unterstützung und als Zeichen ökumenischer Verbundenheit.

Christiane Bindseil

Begrüßung durch die neue Ephora

Friederike Nüssel

Liebe Leserinnen und Leser der Oecumenica - Da ich am 1. Oktober 2006 die Leitung des Ökumenischen Instituts der Universität Heidelberg und seines Studentenwohnheims in der Nachfolge von Professor Schwöbel übernommen habe, möchte mich in dieser Ausgabe der Oecumenica gerne mit einem Kurzporträt vorstellen.

Heidelberg ist mir alles andere als unvertraut. Denn ich bin 1961 in Heidelberg geboren, habe hier zuerst die Mönchhof-Schule, dann das Kurfürst-Friedrich-Gymnasium besucht und 1981 das Abitur abgelegt. In den letzten Monaten vor dem Abitur verfestigte sich das Vorhaben, Theologie zu studieren. Da ich als Heidelbergerin etwas Neues kennen lernen wollte, studierte ich aber nicht in Heidelberg, sondern in Tübingen, Göttingen, London und München. Nach dem ersten theologischen Examen bei der Badischen Landeskirche 1989 bot sich in München am Institut für Fundamentaltheologie und Ökumene bei Professor Pannenberg die Möglichkeit zur Dissertation. Ab 1990 wurde ich dort Assistentin, 1994 erfolgte die Promotion, 1998 die Habilitation. Stand in meiner Studienzeit für mich die Frage im Vordergrund, wie sich der Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens unter modernen Bedingungen zur Geltung bringen lässt, so wurde mir in den ökumenischen Seminaren der evangelischen und der katholischen Fakultät in München, die ich als Assistentin begleitete, nach und nach deutlich, dass eine der größten Herausforderungen für die systematische Theologie heute im Bereich der Ökumene liegt.

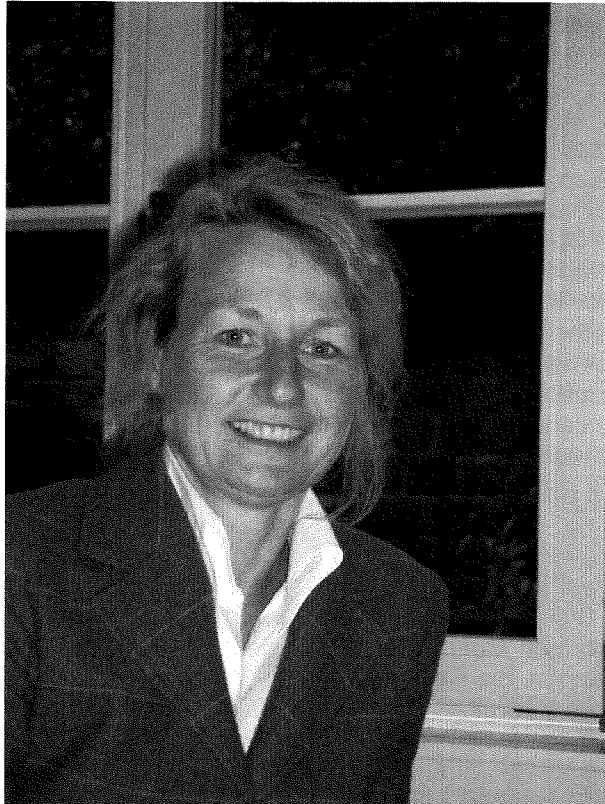
Mit dem Ruf an die Universität Münster 2001 als Professorin für Systematische Theologie und Direktorin des Ökumenischen Instituts eröffnete sich mir die Möglichkeit, in zahlreichen Lehrveranstaltungen und in Kooperation mit der katholisch-theologischen Fakultät, insbesondere mit Professor Dorothea Sattler, ökumenische Forschung zu betreiben. Die Aufgabe ökumenischer Theologie sehe ich zuerst darin, das Verständnis für die Besonderheit der christlichen Konfessionen zu vertiefen, und zwar im Blick auf ihre historischen Wurzeln, ihre kulturellen Prägungen, ihre besonderen Lehrformen und ihre jeweilige Frömmigkeitspraxis. Nur auf dieser Basis können zukunftssträchtige Möglichkeiten interkonfessioneller Verständigung aufgezeigt werden, die ein wachsendes kirchliches Miteinander ermöglichen. Die Frage nach dem Geltungs- oder Wahrheitsanspruch des christlichen Glaubens lässt sich davon nicht trennen, sie verbindet vielmehr die christlichen Konfessionen. Alle christlichen Konfessionen haben heute zum einen mit der Säkularisierung, zum anderen aber auch mit der Tatsache zu ringen, dass immer mehr Menschen ihre Religiosität außerhalb des Christentums in neuen Religionsformen praktizieren.

Zu den Aufgaben in Forschung und Lehre und in verschiedenen ökumenischen Gremien, die ich seit meiner Tätigkeit als Theologieprofessorin wahrnehme, ist mit der Leitung des Ökumenischen Instituts in Heidelberg nun eine neue und sehr schöne Aufgabe hinzugekommen – die der Ephora des Ökumenischen Studentenwohnheims.

Unter dem Blickwinkel dieser neuen Aufgabe wird mir rückblickend meine Studienzeit in London 1985-1986 in neuer Weise wichtig. Denn dort habe ich wahrscheinlich einen Teil der Erfahrungen gemacht, die auch viele Bewohnerinnen und Bewohner im Ökumenischen Studentenwohnheim machen. In London nahm ich erstmals regelmäßig an Gottesdiensten einer anderen Konfession, der anglikanischen, teil und erfuhr dabei ganz konkret, wie sehr mit einer anderen Sprache und teilweise ungewohnten liturgischen Elemente auch ein anderes Erleben von Spiritualität eröffnet wird. Das empfand ich als große Bereicherung, aber auch als eine Umstellung, die durchaus mit Verzicht verbunden ist. Ich gestehe, dass ich nach einigen Monaten das Bedürfnis hatte, wieder einmal einen evangelischen Gottesdienst in meiner Muttersprache zu besuchen. Ganz in der Nähe meines Studentenwohnheims war eine der damals noch vier deutschen Auslandsgemeinden Londons (heute sind sie zu zwei Gemeinden zusammengelegt) beheimatet, und zwar diejenige, in der Dietrich Bonhoeffer der einst Pfarrer gewesen ist.

Noch aus einem anderen Grund gewinnt die Londoner Zeit für mich heute wieder an Bedeutung. Denn dort habe ich das Zusammenleben in einem Studentenwohnheim kennen gelernt. Die „Canterbury Hall“ nahe King's Cross Station in Bloomsbury war zwar sehr viel größer und darum auch anonym als unser Ökumenisches Studentenwohnheim hier inmitten der Heidelberger Altstadt, aber die gemeinsamen Mahlzeiten, die Treffen auf den Zimmern, gelegentliche Hausversammlungen, die Begegnungen im TV-Room, die Übernahme von duties und vieles mehr sorgten für eine Geborgenheit, die ich sehr genossen habe und auf die ich mich jedes Mal freute, wenn ich vom King's College, das am donnernden Verkehr des Strand liegt, nach Hause (!) kam.

Kurzum: während meines Auslandsaufenthalts ist mir bewusst geworden, wie wichtig und wie fruchtbar es sein kann, wenn die Bereiche Studium, Frömmigkeit und Geselligkeit nicht auseinander fallen. Ich gebe gerne zu, dass viele dieser Erfahrungen nach meinem Studium in den Hintergrund getreten und von den Anforderungen, die die wissenschaftliche Arbeit stellt, überlagert worden sind. Umso mehr hat mich in den letzten Wochen beeindruckt, wie im Ökumenischen Studentenwohnheim die Verbindung von Studium und ökumenisch aufgeschlossenem Zusammenleben gepflegt wird und gelingt. Das ist etwas ganz Besonderes – nicht nur in der Heidelberger Universität, sondern auch weit über sie hinaus. Dafür, dass diese Verbindung von ökumenischer Forschung am Institut und gelebter Ökumene im Studentenwohnheim weiterhin gelingt und uns wechselseitig bereichert, möchte ich mich als Ephora zusammen mit Frau Bindseil auf vielfältige Weise einsetzen.



Frau Prof. Dr. Friederike Nüssel

Nachruf auf Frau Irmgard Schlink¹

Peter Zimmerling²

Liebe Angehörige und liebe Freunde, liebe Gemeinde - als ich Frau Schlink vor genau vier Wochen zum letzten Mal besuchte, bat sie mich, dass ich doch an ihrem Grab etwas sagen möchte. Natürlich versuchte ich das abzuwiegen und meinte, dass ich doch zuvor noch sehr gerne den 95. Geburtstag mit ihr feiern wollte – womit sie schließlich einverstanden war.

Es ist nicht leicht, etwas über das Wesen eines Menschen zu sagen. Er bleibt immer ein Geheimnis. Weil der Mensch Geschöpf Gottes ist, übersteigt der Mensch den Menschen unendlich, wie der russische Dichter Dostojewski es ausgedrückt hat. Trotzdem möchte ich es wenigstens versuchen, uns etwas von dem, was Frau Schlinks Persönlichkeit ausgemacht hat, vor Augen zu führen.

Frau Schlink als Mensch

Was mich zuerst an dieser Frau fasziniert hat: Ich hatte den Eindruck, dass ihr nichts Menschliches fremd war. Man konnte mit ihr über alles sprechen. Obwohl sie selbst meist einen klaren Standpunkt gewonnen hatte und diesen im Gespräch auch engagiert vertrat, ließ sie andere leben, das Verhalten ihrer Gesprächspartner gelten. Ich erinnere mich noch genau an unser Gespräch beim ersten gemeinsamen Frühstück in ihrem Hause. Das war vor bald 20 Jahren. Sie sagte plötzlich: „Damit Sie es gleich wissen: Mein Mann war Professor Schlink, meine Schwägerin ist Mutter Basilea von den Marienschwestern und mein Schwiegersohn ist der Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche in Deutschland. Ich würde mich freuen, wenn Sie auch mit mir persönlich etwas zu tun haben wollten.“ Sie können sich vorstellen, dass Frau Schlink damit mein Herz für sich gewonnen hatte.

Auffällig war an ihrem Wesen auch, dass sie ihr Gegenüber freigab. Man hatte nie den Eindruck – wie sonst häufig bei älteren Menschen –, dass sie einen klammern würde. Im Gegenteil! Wie häufig sagte sie zu mir, nachdem wir uns eine gewisse Zeit sehr anregend unterhalten hatten: „Jetzt müssen Sie aber gehen. Ich weiß als Frau eines Professors, welchen Preis die wissenschaftliche Arbeit kostet.“ Die einzige Ausnahme bildeten meine beiden letzten Besuche bei ihr in diesem Jahr: Da bat sie mich, ob ich nicht noch ein wenig länger bleiben könnte – was mich sehr berührte.

Schließlich fiel mir von Anfang an bei ihr auf: Sie nahm Anteil und gab Anteil.

¹ gehalten in der Ev. Kirche von Ziegelhausen während des Trauergottesdienstes anlässlich ihrer Beisetzung am 13. März 2006

² Prof. Dr. Peter Zimmerling, Leipzig/Mannheim

Eine seltene Gabe – übrigens nicht nur bei älter gewordenen Menschen. Ich hatte manchmal den Eindruck, dass sie gar nicht genug davon hören könnte, was ich gerade theologisch arbeitete oder sonst erlebte. Und genauso engagiert gab sie Anteil: An dem, was sie selbst gerade tat oder an dem, was sie im Laufe ihres langen Lebens erfahren hatte. Meine Liebe zum Meer und zu Rom verdanke ich nicht zuletzt den Einblicken, die sie mir in ihr eigenes Erleben gegeben hat. Aber sie gab andern nicht nur an ihren geistigen Gütern Anteil. Sie teilte auch ihre materielle Habe: ihr Haus, ihre Bücher, ihre Freunde. So habe ich z.B. mehrmals meinen Geburtstag in ihrem Wohn- und Esszimmer feiern dürfen.

Frau Schlink als Christin

Ihr Christsein zeichnete sich durch einen heute selten gewordenen streitbaren Glauben aus. Sie setzte sich mit allen Kräften für die von ihr einmal als richtig erkannte Überzeugung ein. Für diese Überzeugung hatte sie bereits als junge Studentin und später als junge Ehefrau die Kosten getragen. Und sie war bereit, die in ihren Augen notwendigen Kosten immer wieder neu zu tragen. Ihr streitbarer Glaube hatte zur Folge, dass sie ein Sowohl-als-auch nicht gut leiden konnte. Dadurch machte sie es sich und anderen häufig nicht leicht. Aber man spürte: Bei dieser Frau war immer das ganze Herz mitbeteiligt!

Dabei kannte der Glaube von Irmgard Schlink durchaus auch Anfechtungen. Er war stark genug, um sich die Ehrlichkeit des Zweifels leisten zu können. Als wir vor ein paar Jahren einmal gemeinsam am Grab ihres Mannes standen, in dem wir sie gerade beigesetzt haben, fragte sie mich, wie es denn mit der Auferstehung sei. Es würde ihr schwer fallen, sich ein Wiedersehen mit ihrem geliebten Mann in der Ewigkeit Gottes vorzustellen.

Als zutiefst evangelisch geprägt erwies sich ihr Glaube in Folgendem: Sie war der Überzeugung, dass er sich in der konkreten Lebensgestaltung auswirken müsse. Ich habe sie bewundert, dass sie bis ins hohe Alter hinein einmal pro Woche in die Heidelberger Thorax-Klinik fuhr, um vom Krebs gezeichnete Patienten seelsorgerlich zu begleiten. Häufig hatte sie den Eindruck, dass viele Kranke kein Sensorium für den Trost des Evangeliums besaßen. Doch ließ sie sich deshalb nicht abhalten, jede Woche neu hinzufahren und Gespräche zu führen.

Überhaupt war auffällig, dass sie den einzelnen Menschen sah. Häufig setzte sie sich viele Jahre lang für diejenigen ein, bei denen sie der Auffassung war, dass sie ihrer Hilfe besonders dringend bedurften. Da waren regelmäßige Briefe und einstündige Telefongespräche keine Besonderheit. Ich erinnere mich, dass sie dabei ehrlich genug war, zuzugeben, dass solche Gespräche mit depressiv gestimmten Menschen für sie kein Vergnügen darstellten.

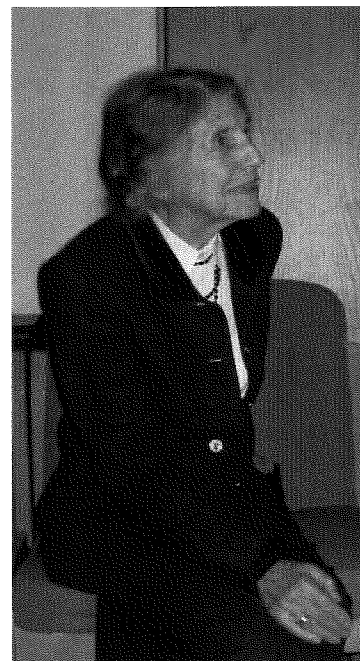
Frau Schlink als Theologin

Irmgard Schlink gehört zu den ersten Frauen, die evangelische Theologie studiert haben. Darum findet sich ganz zu Recht im jüngst erschienenen „Lexikon

Evangelischer Theologinnen“ auch ein Artikel über sie.

Jahrelang hat Frau Schlink meine sämtlichen Manuskripte Korrektur gelesen. Besonders hoch habe ich ihr angerechnet, dass sie in der heißen Phase des Abschlusses meiner Habilitation sogar einmal auf den Besuch des Sonntagsgottesdienstes verzichtet hat, um rechtzeitig mit der Korrektur fertig zu werden. Sie korrigierte übrigens außergewöhnlich sorgfältig. Fast nie hat sie einen Fehler übersehen. Ihre Kritik war dabei nie vernichtend, sondern immer konstruktiv – ohne dass sie mit der eigenen Meinung hinter den Berg gehalten hätte.

Wir haben unzählige theologische Gespräche geführt. Dabei ermutigte sie mich immer wieder, in der wissenschaftlich-theologischen Diskussion meinen eigenen Beitrag zu leisten: Besser etwas winziges Eigenes als viel angelesenes Fremdes – so könnte man vielleicht ihr Motto auf den Punkt bringen. Sie konnte auch keine Form von theologischer Heldenverehrung leiden, sondern war der Überzeugung, dass selbst der größte theologische Denker der Kritik bedürfte.



Man merkte ihr in theologischen Diskussionen an, dass sie auch hier mit dem Herzen dabei war. So trat sie vehement für die Sache der Theologie ein und wehrte sich wie eine Löwin, wenn sie den Eindruck gewann, dass Politik oder Psychologie die Botschaft des Evangeliums zu überfremden drohten. Sie kämpfte bis zum Schluss – ganz im Sinne ihrer Lehrer Barth und Thurneysen – für die Freiheit der Theologie von der Maßstäblichkeit der anderen Wissenschaften.

Schließlich fielen ihr waches Interesse und ihre große Aufmerksamkeit für Entwicklungen der neueren Theologie auf. Als sie in der letzten Zeit keine theologischen Bücher mehr lesen konnte, wollte sie doch wissen, was es Neues gab. Welche Gnade: Ihr Geist blieb bis zum letzten Tag jung – auch ihre Begeisterungsfähigkeit für die Theologie. -

Nun müssen wir alle lernen, ohne Frau Schlink weiterzuleben. Für manche von uns wird das nicht leicht sein. Vielleicht helfen uns dabei die vielen wunderbaren Erinnerungen an sie. Dann würde sich ein Wort Dietrich Bonhoeffers aus dem Gefängnis erfüllen: „Dankbarkeit verwandelt die Qual der Erinnerung in eine stille Freude.“

Lebenslauf von Irmgard Schlink

Klaus Engelhardt¹

Irmgard Schlink, geb. Oswald, wurde am 9. Februar 1914 in Basel geboren. Sie wuchs mit zwei Geschwistern in einer warmherzigen und anregenden Familienatmosphäre heran. In den letzten Jahren ihrer Schulzeit im Gymnasium wurde sie besonders vom Religionsunterricht des Basler Münsterpfarrers Eduard Thurneysen geprägt und entschloss sich zum Studium der Theologie. Basel, Marburg und die Theologische Hochschule in Bethel waren Stationen ihres Studiums. In Bethel lernte sie den verwitweten Dozenten für Systematische Theologie Edmund Schlink kennen, den sie 1938 heiratete und dessen beiden kleinen Töchtern Hanne und Dorothea sie eine liebevolle Mutter wurde. Zu den Mädchen kamen dann während des Krieges noch zwei Söhne, Wilhelm und Bernhard. Der Schritt aus den geordneten politischen Verhältnissen der Schweiz in die aufgeheizte Atmosphäre von Hitlerdeutschland fiel der jungen Frau nicht leicht, zumal sie durch den bald beginnenden Krieg von ihrem Elternhaus und den Schweizer Freundinnen und Freunden abgeschnitten wurde. Die Kriegsjahre erlebte Familie Schlink im Pfarramt in Dortmund und in Bielefeld. Irmgard Schlink übernahm eine Reihe von Aufgaben in der Gemeinde und konnte so vieles von dem verwirklichen, was sie sich für ihre berufliche Tätigkeit gewünscht hatte. Wenn sie uns Kindern und den Enkelkindern von dieser Zeit erzählte, die sie als Pfarrfrau in den Kriegsjahren erlebt hatte, dann bezeichnete sie diese Jahre als besonders reiche Zeit in ihrem Leben.

1946 übernahm Edmund Schlink eine Professur an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg. Beinahe vierzig Jahre lang, bis zu seinem Tod, stand ihm seine Frau als ständige, sorgsame Mitarbeiterin in seiner theologischen Arbeit zur Seite. Sie führte ein gastfreundliches Haus für Studentinnen und Studenten und für viele Besucher aus der weltweiten Ökumene. Dabei hatte sie immer noch Zeit und Kraft für die Mitarbeit in der Ortsgemeinde, als langjährige Kirchenälteste oder in der Leitung des Frauenkreises, in der Telefon- und Krankenhauseelsorge. In den letzten Jahren war es ihr nicht mehr möglich, hinauszugehen zu Menschen, die ihre Zuwendung brauchten. Jetzt kamen die Menschen zu ihr ins Augustinum, in das sie vor vier Jahren gezogen war. Es gab nur wenige Tage, an denen sie keinen Besuch in ihrem gemütlichen Zimmer erwartete. Sie lebte vom Austausch, vom gemeinsamen Bedenken kirchlicher und gesellschaftlicher Fragen, vom Gedichteslesen und Klavierspielen. Ein langes Siechtum blieb ihr erspart. Am 6. März, dem Geburtstag ihres Mannes, ist sie friedlich eingeschlafen.

¹ Prof. Dr. Klaus Engelhardt, ehem. Landesbischof der Badischen Landeskirche und Ratsvorsitzender der EKD, Schwiegersohn von Frau Schlink

Gottesdienst zum Abschied von Frau Schlink

Klaus Engelhardt

Liebe Verwandte, liebe Freundinnen und Freunde von Irmgard Schlink, liebe Gemeinde! - Der Abschied von Irmgard Schlink hat uns hier zusammengeführt. Sie selbst hat ihren Weg aus diesem Leben unter ein schönes Motto gestellt. „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ (Lukas-Evangelium, Kapitel 15, 18) Ich möchte diesem Motto nachsinnen. Zunächst verknüpfe ich es mit einigen Stationen ihres Lebens, bedenke es dann auch in seinem biblischen Zusammenhang.

Das nun irdisch beendete Leben begann in der bürgerlich-naturfrommen Welt ihres Schweizer Elternhauses. Irmgard Oswald muss als Jugendliche irgendwann gespürt haben, dass es einen Frieden zwischen Gott und Mensch gibt, den die liberal-idealistische Gläubigkeit daheim und der ethisch orientierte Konfirmandenunterricht nicht vermitteln konnten. Sie entschloss sich zum Theologiestudium: Wenn dieser Friede möglich ist, will ich mich aufmachen und dem Vater des Friedens meine Stimme leihen, will für ihn ein Zeichen sein. Nun beginnt das denkerische Erfassen der Texte, der Botschaft; - das Verstehen der Geschichte dieses Glaubens mit all ihrer Problematik; - das Ringen um Glaubwürdigkeit im persönlichen Zeugnis; - das Sehnen, statt der ihr wohlvertrauten Zweifel einmal zur Gewissheit zu finden. - Und das alles hat sie ein Leben lang bewegt, das machte sie bis zuletzt zur anregenden Gesprächspartnerin.

1937: Die Schweizer Heimat ist friedlich. Drüben in Deutschland aber tobt der Kampf ums Kirche-Sein: Eine Diktatur möchte Zugriff auch auf den Glauben der Menschen. Irmgard Oswald macht sich auf: Studium im unruhigen Marburg, Auseinandersetzung mit Bultmanns theologischen Impulsen - und natürlich mit dem lebensgefährlichen Zeugnis der Bekennenden Kirche.

Ihr Interesse an der Diakonie der Kirche führt sie dann nach Bethel: Dort wird „Theologie mit der blauen Schürze“ getrieben, d. h. im engen Zusammenhang mit der Pflege Behinderter. Dort fällt die lebensbestimmende Entscheidung, auf eigene berufliche Erfüllung zu verzichten. Sie heiratet, 24-jährig, den theologischen Lehrer mit den zwei Töchtern, wird selbst Mutter zweier Söhne. Jahrzehntelang nimmt sie nun lebhaften und tätigen Anteil an ihres Mannes Arbeit: Forschung, Lehre, Publikationen, öffentliche Wirksamkeit ... Bald freilich verbieten die Nazis ihrem Mann jede akademische Tätigkeit, - und Irmgard macht sich auf, ihm in Knappheit und Hunger, zwischen Bomben und Verhören im Gemeindepfarramt zu helfen: Seelsorge, Konfirmandenunterricht, Diakonie unter schwersten Bedingungen.

Neuer Aufbruch: Der Wechsel nach Heidelberg. Irmgard Schlink macht sich auf in das neue Leben als Professorenfrau. Ihre Gestaltungskraft habe ich damals

bewundert: Was hat sie alles unter einen Hut gebracht! Repräsentation als Frau des Rektors, Haushalt, Gäste. Ganze Seminargruppen wurden zu Tee und Diskussion ins Wohnzimmer geladen. Wir spürten den geistigen Anspruch ebenso wie das demütige Suchen: Wie kann man Mensch sein, Christ sein in Deutschland 10 Jahre nach dem überall noch gegenwärtigen Krieg?

Aber auch hier möchte sie dem Vater des Friedens dienen, macht sich immer wieder auf zu den Menschen, bleibt ihnen zugewandt in den alltäglichen Fragen und Bedrängnissen. Sie leitet Frauenkreise, sie folgt dem Ruf zur Seelsorge – am Telefon und in der Klinik bei Lungenkrebs-Patienten.

Einem schweren Ruf stellt sie sich nur mit Widerstreben: Dem Ruf, allein weiterzugehen nach dem Tod des geliebten Mannes. - Und ein weiteres Widerstreben spürten alle, die sie in den letzten Zeiten besuchten: Ihren tiefen Schmerz darüber, dass der Leib sie nicht mehr so zuverlässig trug, wie es dem wachen Geist entsprochen hätte.

Nun, zum Schluss, sagte sie, die ein Leben lang den eigenen Willen zurückgestellt, ja verleugnet hat: Ich will. Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Ich will: Sicher musste Irmgard Schlink in dieses schon vor ein paar Jahren gewählte Wort hineinwachsen. Aber nun hat sie den Weg betreten, an dessen Ziel ein Kind in den Armen des Vaters geborgen ist.

Mit der Wahl des Mottos hat sie für sich selbst - und für uns gesorgt. Denn indem sie unseren Gedanken und Gefühlen diese Richtung weist, kann der Tag des Abschieds - bei allem Schmerz - für uns doch kein schwarzer Trauertag sein. Ich bin sicher, sie will uns getrost wissen. Aber ich bin auch sicher, dass sie mich jetzt ermahnen würde: Sprich nicht nur von mir und meinem Leben! Sprich über den Grund, da ich mich gründe; sag was über den Vater, zu dem ich gehe, über den Sohn, dessen Beispielgeschichte ich mein Motto entnommen habe.

Und so lenke ich unseren Blick auf den biblischen Rahmen dieses Worts: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen“ – das sagt ein Mensch, der sich von eben diesem Vater gelöst hatte, mit dem Leben aus eigener, eigensinniger Kraft aber gescheitert war. Jesus erzählt von seinem Beschluss zur Heimkehr - und von der Freude beim Vater. Aber der Rahmen ist noch größer, weiter: Jesus, der Erzähler, sitzt nämlich selbst mitten in einem Fest. Um ihn: Reden, Hören, Lachen, Essen und Trinken, vielleicht Tanz, sicher laute Diskussion.

Zwei Gruppen lassen sich ausmachen: Die von Jesus gastlich Geladenen sind die Verlorenen von damals: Die bürgerlichen Rechte sind ihnen entzogen, sie üben unehrliche Berufe aus – etwa Steuereintreiber, Zollbeamte, Hirten, Transportunternehmer (Eseltreiber), Hausierer, Gerber. Und sicher auch unmoralisch Lebende mit handfesten Vergehen Und diese Verlorenen, die niemand sonst einlädt, „fingen an, fröhlich zu sein“. Bei der zweiten Gruppe - Stirnrunzeln, verneinende Gebärden. Die Studierten, die religiös Gebildeten, die Anständigen halten Abstand: „Der feiert mit den Falschen“. Gerade die schönste seiner Zei-

chenhandlungen, das festliche Mahl mit den Verlorenen, ist für die Ordentlichen - verfehlt.

Das ist der Gegensatz in dieser Geschichte: Freude gegen Stirnrunzeln (nicht, wie wir gerne meinen: Braves Daheimbleiben gegenüber einem Leben in Sünden; auch nicht der vergebungsbereite Vater gegenüber einem bußfertigen Menschen). Jesus verteidigt die Freude gegenüber dem Stirnrunzeln: In 3 Beispielgeschichten lässt der Erzähler Freude aufbranden, die Nachbarn ansteckende Freude übers Wiederfinden von Schaf und Münze, über die Heimkehr des Sohnes.

Gewiss, der Vater im Gleichnis ist ein menschlicher Vater, nicht ohne skurrile Züge - rennt er doch ganz gegen die Würde eines orientalischen Alten dem Verlorenen entgegen, vergisst die verluterten Werte, die verkauften Äcker. - Aber durch die Figur des irdischen lässt Jesus die Großzügigkeit des himmlischen Vaters durchschimmern: So ist Gott; und so wie der Bauernhof im Gleichnis, so hallt der Himmel vom frohen Gelächter, vom Lärm des Fests mit den Verlorenen, die heimgefunden. Durchweg zeigt uns Jesus einen Gott, der mit Lust bei seinen Geschöpfen ist. Schon ein Psalmbeter wagte gar den Satz: Gott hat Lust zu mir.

Auch Irmgard Schlink kannte die Spannung zwischen Gottes Freude an den Geschöpfen und den kopfschüttelnden Bedenken: Muss man nicht die Stirnrunzeln über vieles, über viele, über sich selbst. Kann Gott da Freude haben? - Nun tut es gut, zu denken: Sie wusste am Ende doch sehr wohl, zu welcher Art Vater sie sich aufmachte. Zu dem, der das Fest zu feiern befiehlt. Für diese meine Tochter – holt das beste Kleid, für diese Heimgekehrte - bringt den Siegelring und die Schuhe, Insignien für die aus der Sklaverei in die Freiheit gestellten Töchter und Söhne.

Ein Letztes noch: Die Frage nach dem Unvollendeten. Was ist mit all dem Unfertigen, das am Ende jeden Lebens bleibt? All das, was Irmgard Schlink oder jemand von uns noch gerne getan, gesagt, in Ordnung gebracht, geliebt, getröstet hätte. Noch eine innige Berührung!

Sicher bleibt da ein Schmerz. Aber lasst mich eine Antwort versuchen: In einer der zartesten Begegnungen aus den Berichten der Evangelien wehrt Jesus solches Berühren wollen ab: Noli me tangere - die Frau aus Magdala darf den Auferstandenen nicht umfassen. Liebe, Nähe, Wärme, letzte Worte – all das hat hier und jetzt keinen Platz. Denn mit dem Auferstehungsmorgen hat etwas geheimnisvoll Neues begonnen. Da sind unsere plumpen Wünsche unangemessen.

Aber Marias Begehren, unser Sehnen bleibt doch nicht ohne Echo: Ich höre Jesus sagen: Ich habe mich auf den Weg gemacht; auch ihr werdet diesen Weg gehen. Und wörtlich nach Johannes: Ich gehe zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. (Ein vertrauenswürdiger Begleiter,

wer seines Weges und seines Zieles so sicher ist.)

Derselbe Weg, dasselbe Ziel: Wie tröstlich. So kann ich, so kannst du sagen:
Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.

Amen.

*Seid darauf bedacht, zu wahren die Einigkeit im Geist durch das Band der Liebe:
ein Gott und Vater, der da ist über allen und durch alle und in allen. (Eph 4, 3.6)*

In Trauer und großer Dankbarkeit nehmen wir Abschied von

Irmgard Schlink geb. Oswald

9.2.1914 – 6.3.2006

Mit ihrer Liebe und Güte, ihrer Herzlichkeit und Lebendigkeit hat sie unser Haus seit seiner Gründung 1957 im Geist ökumenischer Offenheit mit geprägt und begleitet. Was sie gepflanzt hat, wird weiter wachsen und Früchte tragen.

Das Ökumenische Institut und Wohnheim der Universität Heidelberg

Prof. Dr. Dr. Michael Welker (Direktor)

Christiane Bindseil (Studienleiterin)

sowie sein **Freundeskreis e.V.**

Dr. Dr. Helmut Zappe (Vorsitzender)

Im Namen aller jetzigen und ehemaligen BewohnerInnen und Mitarbeitenden

Vom Ök zum ÖRK¹ - Eine Reise vom Mikrokosmos zum Makrokosmos

Eine mennonitische Jugendsicht

Isabell Mans

„In deiner Gnade, Gott, verwandle die Welt.“

Vom 14. bis zum 23. Februar 2006 fand die 9. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Porto Alegre, Brasilien statt - das erste Mal in Südamerika. 691 Delegierte von 348 ÖRK-Mitgliedskirchen in über 100 Ländern repräsentierten 560 Mio. Christen. Es nahmen aber auch noch andere Gäste, Beobachter und Presse-Vertreter teil. Insgesamt wurden 3 838 Versammlungsteilnehmer registriert: Gäste, Beobachter, Delegierte, Presse, Mutirão-Teilnehmer² usw. - ohne Stewards (150 freiwillige jugendliche Helfer) und andere Mitarbeiter.

Wie alles begann...

Ich wurde also als mennonitische Jugenddelegierte von der Vereinigung der deutschen Mennonitengemeinden (VDM; Mitgründer/Gründungsmitglied des ÖRK) nach Brasilien, Porto Alegre zu der 9. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen geschickt.

Als unbeschriebenes Blatt, auf dem ein großes Fragezeichen stand, fragte ich mich: Und was jetzt? Natürlich hatte ich schon durch Fernando Enns von dem ÖRK gehört. Aber was war meine Aufgabe als Delegierte? Wie sieht so ein riesiger Rat aus, wie ist er aufgebaut, mit welchen Themen beschäftigt er sich? Bin ich dem gewachsen? Das waren meine ersten Fragen.

Da ich als einzige mennonitische Jugenddelegierte aus Deutschland dorthin geschickt worden bin (mehr ist ohnehin nicht möglich, wegen der geringen Mitgliederzahl unseres Verbandes, der auch als einziger deutscher mennonitischer Verband ÖRK-Mitglied ist) und es also bei uns keine Vorbereitungsgruppe geben konnte, wurde ich dankenswerterweise durch die *aej* (Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Jugend) vorbereitet. Auf den Vorbereitungsseminaren lernte ich dann die anderen Jugenddelegierten kennen. So hatte ich als Mennonitin einen doppelten Lerneffekt; ich erfuhr einiges über die Strukturen der EKD und natürlich über den ÖRK. Es war anfangs schwierig für mich in diese gewaltigen

¹ Basis des ÖRK: Der Ökumenische Rat der Kirchen ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Mehr zum ÖRK: www.oikoumene.org, Homepage und Dokumente der Vollversammlung: www.wcc-assembly.org

² nicht den offiziellen Delegationen zugehörige Teilnehmer: www.wcc-assembly.info/de/mutirao.html

Strukturen Durchblick zu erhalten, da ich doch aus einer kleineren Kirche komme. Ein Mitarbeiter der *aej*³ meinte, als er meine Verwirrung spürte: „Na, dann wird das ja ein richtiger Kulturschock für dich, der ÖRK.“

Ganz so schlimm wurde es dann nicht; natürlich sah ich ein, dass gewisse Verwaltungsstrukturen und Hierarchien bei größeren Institutionen nötig sind, sonst „fallen sie auseinander“, aber inwieweit Machtinteressen und Politik eine Rolle in diesen Strukturen spielen, musste ich leider auch erfahren.

Die Mennoniten

Mitglied im ÖRK sind die Mennoniten der Niederlande und die Mennoniten des Kongo. Aus Deutschland waren Fernando Enns und ich dort (für die VDM). Aufgrund der geringen Mitgliedsländer und -verbände der Mennoniten darf man sich auch nicht wundern, dass man die einzige mennonitische Jugenddelegierte weltweit war. Auf der Vollversammlung waren aber weit mehr als nur die Delegierten dieser Mitgliedsverbände; v.a. aus den USA und Argentinien waren etliche zur VV gekommen (auch von der menn. Weltkonferenz).

Ein besonders wichtiges Dokument für die teilnehmenden „historischen Friedenskirchen“ (Quäker, Church of the Brethren und die Mennoniten) war das Dokument zum Überthema: Gewaltüberwindung: „Schutz bedrohter Bevölkerungsgruppen“, an dessen Formulierung u.a. Fernando Enns mitgearbeitet hat und für das sich die anwesenden historischen Friedenskirchen auf der VV noch einmal verstärkt einsetzten.

Struktur und Inhalt - Die Jugend?

Am 11. Februar begann bereits die Jugendvorkonferenz. Sie war als Vorbereitung, Kennenlernen, Austausch und Bildung von gemeinsamen Zielen gedacht, also eine Art Gruppendynamik zu entwickeln. Sie bot wichtige Gelegenheiten, sich mit den anderen Jugendlichen oder jungen Leuten aus den verschiedensten Nationen über ihre Lebenssituationen zu unterhalten. Diese Gelegenheiten ergaben sich auf der VV so nicht mehr, außer beim Mittagessen.

Was sind die Themen in den verschiedenen Ländern, was beschäftigt die einzelnen Menschen? In Erinnerung geblieben ist mir vor allem eine Diskussion über das Plenarthema der VV „Gewaltüberwindung“: Was ist Gewalt? Was definieren andere als Gewalt? Inwieweit ist man selbst Opfer der Gewalt? Ich und die anderen mussten feststellen, dass wir in diesem Moment in unseren verschiedenen Lebenssituationen andere Gedanken und andere Aspekte mit Gewalt verknüpften. Physische Gewalt beschäftigte vor allem die indischen Frauen. Sie haben es in der indischen Gesellschaft immer noch sehr schwer; häusliche Gewalt gegen Frauen ist dort sehr verbreitet. Das war hingegen nicht das Thema Nummer eins für uns Deutsche, wenn wir an Gewalt dachten: Ich dachte eher an strukturelle Gewalt oder Kriege, die irgendwo auf unserem Globus toben.

³ Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend

Tja, wie sollten wir da eine gemeinsame Botschaft an die Vollversammlung formulieren, wie das anscheinend schon andere Jugendvorkonferenzen geleistet haben? Mir schien das unmöglich, da es erst zuletzt ansatzweise klar geworden ist, dass die verschiedenen Länder auch andere Belange haben. Viele kritisierten, dass wir keine Botschaft formuliert haben; aber eine Botschaft, nur um der Profilierung willen?

Zu lange wurde über die Sitzverteilung in Ausschüssen diskutiert und Strategien zur Profilierung der Jugend. All das was eigentlich an „Älteren“ kritisiert wird, wurde aber hier praktiziert: zu viel Struktur, zu wenig Inhalt! Ernst genommen wollte man werden; scheinbar missfiel es einigen, dass der ÖRK die angepeilte Jugendquote von 15 % nicht eingehalten hat, sondern weit darunter fiel. Dazu kam noch die Angst vieler Jugendlicher von der VV und dem ÖRK als eine exklusive Gruppe wahrgenommen und damit nicht Ernst genommen zu werden.

Das Konsensverfahren

Neu und ein Abenteuer war das Konsensverfahren. Wenn ich vorher das Wort Abstimmung benutzt habe, dann war das falsch; es heißt: Konsensfindung!

Schon in Diensten der Unionskirche in Australien wurde dieses Verfahren zu Beginn der VV in einem Rollenspiel vorgestellt. Es erlaubt eben schon während der Sitzungen, auch der Anhörungssitzungen, entweder die orangefarbene („I feel warm towards an issue“) oder blaue („I feel cold towards an issue“) Karte hoch zu halten, damit die Moderatorin die Stimmung im Saal besser einfangen konnte. So war es möglich, einen Redner am Mikrofon zu stoppen, der sich wiederholt oder seine Redezeit schon voll ausgekostet hatte. Die Moderatorin konnte so auch sehen, ob es Zeit war, mit der Konsensfindung zu beginnen. Oder zu einem anderen Thema wechseln sollte.

Konsens ist dann gefunden, wenn:

- alle Entscheidungsberechtigten sich auf ein Ergebnis verständigen (Einmütigkeit) - oder
- eine große Mehrheit übereinstimmt und eine kleine Minderheit, für die das Ergebnis nicht die Entscheidung ist, die sie sich gewünscht hätten, dennoch akzeptiert, dass sie auf faire Weise angehört wurde, das Ergebnis respektiert⁴ und damit einverstanden ist, dass der Konsens als Meinung der Versammelten protokolliert wird.⁵

Das klassische Abstimmungsverfahren (mit gelben Karten) wurde für Geschäftssitzungen (Besetzungen von Ausschüssen und Finanzen) beibehalten. Ansatzweise komplex sind auch unsere Abstimmungsverfahren im Ök. Bizarre Auswüchse!

⁴ Anm.: Der Moderator drückte sich an dieser Stelle so aus: Moderator: „Could you live with it?“

⁵ Zitiert aus: Programmbuch der 9. VV.

Das Programm und die Themen

Zu folgenden Themen gab es zahlreiche Statements und Minutes: Plenarsitzungen zu Globalisierung; Wirtschaftliche Gerechtigkeit, Gewaltüberwindung, Kirchliche Einheit, Christliche Identität und Pluralität, und zum VV-Thema. Das Thema Globalisierung, das Vorbereitungspapier dazu: „Alternative Globalisierung im Dienst von Mensch und Erde“ wurde, obwohl in den Kirchen gut vorbereitet, nur am Rande gestreift. Stattdessen gab es einen sog. Aufruf an die Kirchen, auch in den Programmrichtlinien wurde die Weiterverfolgung festgelegt.

Zur Gewaltüberwindung gab es etliche Statements, die auch von der VV verabschiedet wurden:

- Über eine UN-Reform, darin wird die Zusammenarbeit mit der UNO stark betont. Der ÖRK hat beratende Funktion bei der UNO, zugleich betont das Dokument aber auch, dass der Sicherheitsrat gerechter gestaltet und zusammengesetzt werden muss.
- Abschaffung von Nuklearwaffen
- Terrorismus und
- das eben erwähnte Dokument: Schutz bedrohter Bevölkerungsgruppen, worin sich die Kirche - nach Aufforderung der UNO - über das Problem äußert, inwieweit die UN berechtigt ist, in ein Land einzudringen, wenn dort Menschenrechtsvergehen festgestellt werden. Wie soll die UN reagieren, was für Maßnahmen ergreifen: Darf sie die Souveränität des jeweiligen Staates untergraben, um der bedrohten Bevölkerungsgruppe dieses Landes zu Hilfe zu kommen?

→ Der ÖRK sagt, dass eine unbedingte Schutzpflicht der UNO für die bedrohte Bevölkerungsgruppe besteht! Die UNO hat mit der Feststellung von Menschenrechtsverletzungen die Legitimation, einzugreifen und die staatliche Souveränität zu verletzen. Der Eingriff darf nicht unter staatlichen Interessen geschehen, sondern unter humanitären Gesichtspunkten. Stichwort: Humanitäre Intervention.

→ Aber Gewaltanwendung darf nur als letztes Mittel zum Einsatz gebracht werden. Wenn dabei Gewalt eingesetzt werden muss, muss man sich bewusst machen, dass man sich schuldig macht; dass es eine Art Versagen darstellt.

→ Um unnötiger Gewalt vorzubeugen, sollten mehr nachhaltige/präventive Maßnahmen ergriffen werden; mehr für vorbeugende Maßnahmen ausgegeben werden: Bildung für alle, fairer Handel etc. Es sollte verstärkt ordnende UN-Kräfte geben, die mehr Ursachenforschung im Land selbst betreiben. Kann es zu einem Konflikt kommen? Warum, wie kann man ihn jetzt schon verhindern? Gibt es genügend Rechtstaatlichkeit, genügend politische Mitwirkung und gleichmäßige Machtbeteiligung. Verstärkt soziale, politische, wirtschaftliche Problematik in den Blick nehmen; siehe auch letzter Punkt.

→ Dies soll auch verstärkt durch Zusammenarbeit mit anderen Organisationen

und Kirchen vor Ort geschehen.

→ Gerade der Kirche kommt durch ihren Versöhnungs- und Heilungsdienst eine große Aufgabe in einem solchen Konflikt zu. Sie kann zwischen den Machtungleichgewichten vermittelnd wirken, weil sie meist einen Sitz im Leben vieler Menschen hat; sie könnte ein Organ sein, um die Menschenrechtsverletzungen in dem Land anzuklagen und darauf hinzuweisen, dass es Pflicht eines souveränen Staates ist, Menschenrechte einzuhalten.

→ Außerdem sollte es eine sog. internationale neutrale Polizeigewalt geben: Polizeigewalt die mehr präventiv regulierend arbeitet und neutral ist (nicht ländergebunden) soll verhindern, dass die UNO angewiesen ist auf die Mitgliedsländer, die ihre Truppen in die Krisengebiete schicken oder eben nicht, sondern es soll ständig ein bestimmtes Kontingent von Soldaten vorhanden sein, das direkt der UNO untersteht.

Ein weiteres erwähnenswertes Dokument ist das Statement, in dem betont wird, dass Wasser wieder überall als Menschenrecht anerkannt werden muss, vielmehr das es auch so gehandhabt wird! V.a. die Privatisierung von Wasser wird verurteilt.

Unsere Projekte

Im Vorfeld der VV haben wir uns als Jugenddelegierte zusammengesetzt und überlegt, wie können wir die VV in unseren Gemeinden sichtbar machen. Herausgekommen ist im Dezember 2005 eine erste Mappe für Jugendgruppen: „Gewalt global überwinden“. Dort werden die verschiedenen Facetten und Verknüpfungen von Gewalt herausgestellt: Gewalt und Religion, Gewalt und Handelsbeziehungen usw.

Eine weitere Mappe wird Ende 2006 erscheinen, in der hat jeder von uns ein Thema der VV herausgegriffen, das uns am meisten berührt hat und methodisch umgesetzt. Dazu wird es auch einen Film geben, der verschiedene Menschen aus der VV heraus bis hinein in ihre Länder und ihren Beitrag zur Gewaltüberwindung in Brasilien, Rio de Janeiro, Palästina und Braunschweig filmt.

Höhepunkte?

Höhepunkte waren für mich der Marsch gegen Gewalt am Abend des 21. Februar, in der wir Lichter durch die Nacht von Porto Alegre trugen, sowie der Besuch von Desmond Tutu, Nobelpreisträger, der eine erfrischend humorvolle Rede hielt.

Olara A. Otunnu aus Uganda, der uns auf einen Völkermord in Uganda hinwies. Vielen von uns stand die Unkenntnis ins Gesicht geschrieben, und es wurde mir wieder bewusst, wie wir den Medien hilflos ausgesetzt sind. Wichtig war für mich auch, dass sich der ÖRK zu dem Mohammedkarikaturen-Skandal äußerte und damit aktuell reagierte.

Viel Neues und Interessantes brachte das Programm außerhalb der Sitzungen; wie beispielsweise die Ökumenischen Gespräche, in denen viele zu Wort ka-

men, die in der riesigen Plenarhalle nicht die Möglichkeit hatten. Die Menschen bekamen Gesichter und Namen, sie konnten dort ihre persönlichen Erfahrungen und Schicksale mit einbringen; sei es zu „Frauen in der Kirche“, „Mission“, „menschliche Sexualität: Leib und Seele“, „Welt und Kirche“, „Bioethik“ usw.

Bei den Andachten, die wir in einem riesigen Zirkuszelt feierten, konnte ich von der Tribüne aus oft das ganze Zelt überblicken und sah wie Orthodoxe, Anglikaner, auch katholische Vertreter, Evangelische zusammen Gottesdienst in französischer, englischer, spanischer Sprache entweder mit pfingstlicher, orthodoxer oder evangelischer Liturgie feierten.

Schluss

Für mich war die Jugendkonferenz und auch die Vollversammlung ein Lernprozess, in dem ich lernen mußte, mir einen Weg durch den Dschungel von Unkenntnis, Kritik, Struktur, Inhalt, Themen, Sprache, Konfessionsunterschiede frei zu schlagen und mir eine eigene Meinung zu bilden. Aber ich konnte hier Kirche auch mal politisch erleben – denn der ÖRK bietet die Gelegenheit, sich über gesellschaftliche und konfessionelle Probleme mit Menschen unterschiedlicher Nationalität, Kultur und Sprache austauschen zu können und gemeinsam als Christen zu handeln. Mir ist noch die Aussage einer Frau aus dem Kamerun im Ohr geblieben: „Gott verwandelt die Welt durch uns, mit uns! Es passiert nicht einfach von selbst!“

Und danach...

Reiste ich noch zwei Wochen durchs Land und ging auf Entdeckungsreise, dabei blieb ich ganz ökumenisch: nächtigte bei katholischen sowie evangelischen Schwestern und besuchte die mennonitischen Kolonien Curitiba und Witmarsum. Auf dieser Entdeckungsreise durch Südbrasilien verband sich so für mich die Theorie mit der Praxis. Den Jahresfokus der Dekade zur Überwindung von Gewalt, Lateinamerika, konnte ich so hautnah erleben.

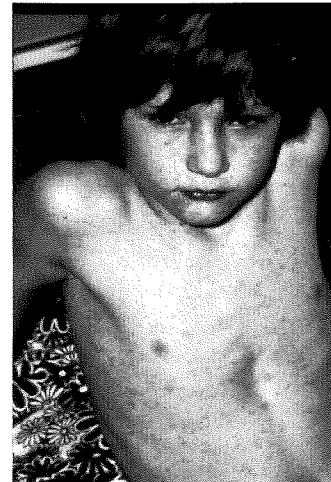
Die so genannten Kinderkrankheiten¹

Helmut A. Zappe

Ich bin gespannt, ob ich Sie für ein Thema interessieren kann, das für jeden von uns Bedeutung hat, ob wir uns dessen bewusst sind oder nicht. -- Sie werden sich fragen, was soll das „so genannte“ in diesem Titel? Die Antwort hebe ich mir für den Schluss auf. Ich will Sie damit nicht auf die Folter spannen, denn Sie können die Frage sicher vor dem Ende des Vortrags selbst beantworten. Dann habe ich auch mein Ziel erreicht. – Zählen wir zunächst die Kinderkrankheiten und deren Erreger auf: Masern, Röteln, Mumps, Windpocken und Kinderlähmung werden durch Viren hervorgerufen, Diphtherie, Keuchhusten und Scharlach durch Bakterien und deren Toxine².

Steckbrief Masern ...

Masern habe ich selbst mit sechs Jahren „durchgemacht“. Meine Mutter zog die Vorhänge zu, um das Zimmer abzudunkeln; unser Hausarzt verordnete: schlafen lassen! Mehr kann man in der Tat nicht tun. Masern muss man „durchmachen“, es sei denn, man ist geimpft. Und warum abgedunkelt? Zu Masern gehört immer eine Bindehautentzündung der Augen, so dass Helligkeit als unangenehm empfunden wird. Masern-Kinder fühlen sich sehr krank. Sie sind es auch! Sie sind ganz und gar brav. Weshalb ich Masernkinder immer gerne betreut habe.



Die Erkrankung ist für den Geübten auf den ersten Blick zu erkennen. Das Masern-Gesicht ist „verrotzt, verheult, verquollen“. Nach einem fieberhaften katarrhalischen Infekt blüht der charakteristische Hautausschlag auf, welcher der Erkrankung den Namen gegeben hat: Dunkelrote Flecken, bis etwa münzgroß, bedecken den ganzen Körper. Das Fieber dauert eine knappe Woche. Dann ist der Spuk vorbei, sofern es nicht zu Komplikationen kommt. Hierzulande verläuft die Erkrankung tatsächlich meist komplikationslos, wenn nicht die gefürchtete Masern-Meningitis (Gehirnentzündung) dazukommt (1:1.000). Diese verläuft zu 20 % tödlich, bei 30 % der Erkrankten bleiben geistige Behinderungen zurück.

¹ Vortrag vom 27.06.06

² Toxin = giftige Substanz

Eine besondere Form der Gehirnentzündung ist die so genannte Masern-Panenzephalitis. Sie ist selten (1:10.000), jedoch erschreckend hinterhältig: Mit einer Verzögerung von durchschnittlich sieben Jahren – die akute Erkrankung ist längst vorbei – zerfällt das Gehirn buchstäblich im Verlauf mehrerer Jahre. Dem Abwehrsystem des Körpers gelingt es in diesen Fällen nicht, das Virus völlig aus dem Gehirn zu bannen. In Deutschland wurden in den letzten drei Jahren 14 derartige Fälle dokumentiert, bei jährlich zehn- bis 50-tausend Masern-Erkrankungen.

Die Wahrscheinlichkeit, an Masern zu sterben, ist hierzulande insgesamt gering. Sie liegt heute sicher weit unter einem Prozent. In Entwicklungsländern beträgt sie jedoch bis zu 20 %. Weltweit starben im letzten Jahr schätzungsweise lediglich etwa eine halbe bis eine Million Menschen an Masern, in Deutschland starben fünf.³ In Ländern mit geringerem Hygienestandard ist der Verlauf deshalb soviel schwerer, weil Masern für etliche Wochen eine deutliche Infektanfälligkeit hinterlassen. Der geschwächte Organismus ist dann eine willkommene Beute für andere, meist bakterielle Infektionserkrankungen, wie Atemwegs- oder Durchfallerkrankungen, die den Betroffenen zum Verhängnis werden.

Masern sind also keineswegs harmlos. Sie verlaufen in höherem Alter meist sogar sehr schwer. Es gibt keine kurative Therapie, allerdings schützt die Impfung. Da das Virus nur den Menschen befällt, lässt sich durch eine konsequente Impfung das Virus gänzlich eliminieren. So ist es das erklärte Ziel der WHO, Masern bis zum Jahr 2010 vom Erdball zu tilgen. Gelungen ist dies bisher nur auf dem nordamerikanischen Kontinent. Mit der Devise „no vaccination, no school“ konnten dort ausreichend hohe Impfraten erzielt werden. In Zentral- und Südeuropa, auch in Japan, gibt es keine derartige Impfpflicht, sodass immer noch örtlich kleinere Epidemien grassieren.⁴ Schuld daran ist die zunehmende Impfmüdigkeit der Bevölkerung. So entstand die groteske Situation, dass die panamerikanische Gesundheitsorganisation in diesem Frühjahr Deutschland als Risikoland einstufte. Sie empfahl allen Fußballfans bei der Einreise zur Weltmeisterschaft die Impfung als „Risikoimpfung“. Dies hat den *Ärztetag* als oberstes Standesorgan der deutschen Ärzteschaft wachgerüttelt. Dieses legte den Politikern ans Herz, über eine allgemeine Impfpflicht für Masern nachzudenken.

... Röteln

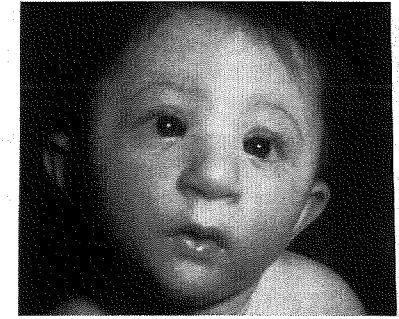
Die Erkrankung an Röteln verläuft in aller Regel nicht schwer. Die Hälfte der Infektionen bleibt unbemerkt. Typisch sind ein leichter fieberhafter Infekt der oberen Luftwege, die Schwellung der Nacken-Lymphknoten und ein diskretes, feinfleckiges Exanthem⁵ für ein bis drei Tage. Als Komplikation können Gelenkentzündungen auftreten, insbesondere bei weiblichen Jugendlichen und Erwachsenen.

³ Vor Einführung der Impfung gab es etwa 200 Todesfälle pro Jahr in Deutschland.

⁴ Zuletzt im Mai 2006 in Nordrhein-Westfalen mit etwa elftausend Masern-Erkrankungen.

⁵ Exanthem = Hautausschlag

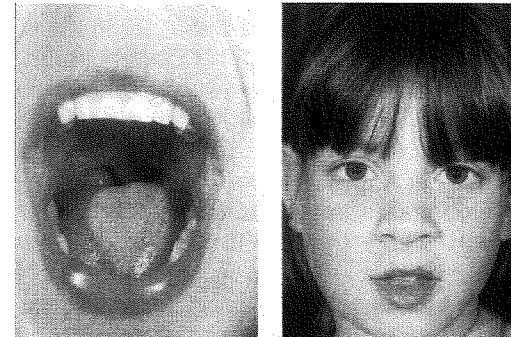
Der wichtigste Grund für die Impfung gegen das Röteln-Virus ist die Röteln-Embryopathie. Sie wird verursacht durch eine Infektion während der Frühschwangerschaft, also im ersten bis vierten Schwangerschaftsmonat. Ihre Schwere ist abhängig vom Entwicklungsstand der Organe des noch ungeborenen Kindes. Die Schäden betreffen hauptsächlich das Herz (offene Herzinnenwand), die Augen (Linsentrübung) und die Ohren (Innenohrtaubheit). Eine drohende Röteln-Embryopathie ist eine medizinische Indikation für einen Schwangerschaftsabbruch. Dennoch wird die Impfung in Deutschland nicht genügend in Anspruch genommen. Sechs Prozent der Frauen im gebärfähigen Alter sind nicht geimpft. Pro Jahr werden etwa 10 Röteln-Embryopathien gemeldet, die tatsächliche Zahl liegt vermutlich höher.



Als ich letztes Jahr mit meiner Familie im Allgäu den Sommerurlaub verbrachte, musste ich erleben, dass im Dorf eine „Röteln-Party“ gefeiert wurde. Freundlich wurden meine Kinder eingeladen, und ebenso freundlich lehnte ich ab. Als Arzt, der sich in der Vorsorge engagiert, sträubten sich mir die Haare. Die Partygäste spekulieren natürlich darauf, sich mit Röteln zu infizieren, nur leicht oder gar nicht zu erkranken und damit einer Impfung zu entgehen. Dies läuft aber der Bemühung genau entgegen, das Rötelnvirus zu eliminieren. Die Infizierten sind Brutstätten des Virus und verbreiten die Viren ungehindert weiter. Trifft das Rötelnvirus hingegen auf einen Geimpften, wird ihm in dessen Körper der Garaus gemacht. Hier ist Endstation für das Virus, und von dem Geimpften geht keine weitere Infektionsgefahr mehr aus.

... Mumps

Die Infektion mit Mumps-Viren verläuft glücklicherweise in der Hälfte der Fälle



ohne schwerere Krankheitszeichen. Da man dennoch anschließend immun ist, spricht man von einer „stillen Feiung“. Für die weitere Hälfte der Fälle sind typische Krankheitszeichen die Entzündung der Speicheldrüsen (Parotitis epidemica) und mäßiges Fieber für einige Tage. Mitunter kann allein der Gedanke ans Essen schmerzhaft sein! Die Infektion ist weltweit endemisch und

betrifft vor allem Kinder und Jugendliche, mit zunehmender Durchimpfung der

Bevölkerung auch Erwachsene. In den Ländern, in denen Anfang der 70er Jahre die Impfung gegen Masern, Mumps und Röteln eingeführt wurde, ist die Zahl der Erkrankungen deutlich zurückgegangen. In Deutschland kommt es aber immer noch zu Krankheitsausbrüchen im Abstand von einigen Jahren.

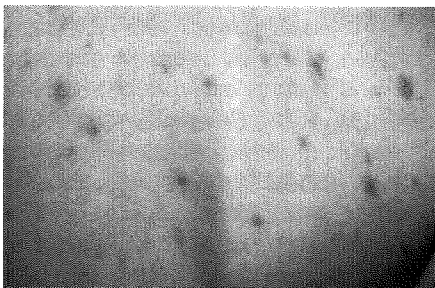
Auch wenn die Erkrankung im Allgemeinen nicht schwer verläuft, darf sie nicht verharmlost werden. Insbesondere im Jugend- und Erwachsenenalter treten Komplikationen auf: Am häufigsten ist eine begleitende Gehirnhautentzündung. Diese Mumps-Meningitis kann eine Innenohr-Schwerhörigkeit bis hin zur Taubheit zur Folge haben (1:10.000). Als noch nicht gegen Mumps geimpft wurde, war Mumps die häufigste Ursache für eine erworbene Schwerhörigkeit.⁶ Gefürchtet ist auch die Mumps-Enzephalitis, da sie bleibende Schäden hinterlässt, wie Konzentrations- und Intelligenzdefekte.

Weitere Komplikationen sind die Beteiligung der Bauchspeicheldrüse und post-pubertär bei Jungen eine Hodenentzündung. Diese Mumps-Orchitis kann zur Einschmelzung des Hodens und bei doppelseitigem Befall auch zur Sterilität führen, glücklicherweise selten. Weitere sehr seltene Komplikationen sind: Entzündungen der Schilddrüse, des Rückenmarks, des Herzens, der Gelenke, der Augen und der Nieren. Eine Infektion während der Schwangerschaft führt gehäuft zu Aborten.

Eine kausale, antivirale Therapie existiert wie bei Masern und Röteln nicht. Es ist zu hoffen, dass die Mumps-Viren gemeinsam mit den Masern- und Röteln-Viren mithilfe der Impfprogramme der WHO weltweit eliminiert werden. Voraussetzung ist allerdings, dass die Masern-Mumps-Röteln-Impfung in ausreichendem Maße akzeptiert wird. Nach statistischen Überlegungen ist hierfür bei Mumps eine 80 %ige, wegen der hohen Infektiosität der Masern aber eine 95 %ige Durchimpfung der Bevölkerung nötig.

... Windpocken (Varizellen)

Windpocken sind zur Zeit die häufigste „Kinderkrankheit“. Etwa 90 % der Kinder haben sie bis zum zehnten Lebensjahr hinter sich gebracht. Ähnlich wie Masern sind sie nämlich hoch ansteckend. Sie werden über eine Distanz von bis zu 10 Metern übertragen. Daher spricht man von einer „fliegenden“ Infektion, und daher rührt auch der Name. Je jünger man ist, umso weniger schwer verläuft die Erkrankung. Typisch sind Fieber und ein schubweises Aufblühen von kleinen, mit Flüssigkeit gefüllten Bläschen, die schrecklich jucken. Da alle Bläschenstadien vom ersten roten Fleck bis zu den bereits eintrocknenden Kru-



⁶ Die häufigste Ursache heutzutage ist die Lautstärke in Diskotheken.

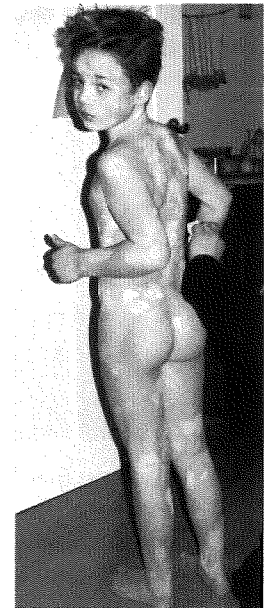
sten nach dem ersten Schub gleichzeitig zu sehen sind, beschreibt man das Charakteristische des Ausschlags als „Sternenhimmel“. Die Windpockenbläschen bestehen nur aus einer flüssigkeitsgefüllten Kammer im Gegensatz zu den mehrkammrigen Bläschen der echten Pocken. In der Flüssigkeit befinden sich die Viren. Diese ist also infektiös. Trocknet sie aus, können die Viren nicht mehr überleben. Werden die Windpocken aufgekratzt und entzündet sie sich, entstehen unweigerlich Narben, ein Kennzeichen aller Pocken.⁷

Schwer verläuft die Erkrankung bei kleinen Säuglingen, bei vorgeschädigter Haut (z.B. bei Neurodermitis), bei durch andere Krankheiten immungeschwächten Patienten, weshalb Windpocken in Krankenhäusern gefürchtet sind, ferner bei einer Infektion in der ersten Schwangerschaftshälfte oder um den Geburtstermin und schließlich bei Erwachsenen! Kürzlich verstarb in unserer Region ein dreißigjähriger Vater, der sich an seinem Kind infiziert hatte, binnen zwei Tagen an einer Varizellen-Lungenentzündung.

Eine späte Komplikation der Windpocken ist die Gürtelrose (Herpes zoster). Die Windpockenviren sind nämlich auch nach durchstandener Erkrankung nicht vollständig aus dem Körper vertrieben. Sie „schlafen“ in bestimmten Nervenabschnitten, den Ganglien, und werden dort von unserem Immunsystem überwacht. Wird dieses jedoch bei besonderen Stresssituationen abgelenkt, meist zwischen dem fünften und sechsten Lebensjahrzehnt, entkommen die Viren und wandern entlang dem sie beherbergenden Nerv an die Hautoberfläche. Da ein Nerv und dessen Verästelungen ein etwa handtellergroßes Hautareal versorgt, sind die Bläschen bei Herpes zoster eben meist gürtelförmig gruppiert. Das Areal der Gürtelrose schmerzt sehr, unter Umständen so sehr, dass es einzelne Menschen schon in den Selbstmord getrieben hat.

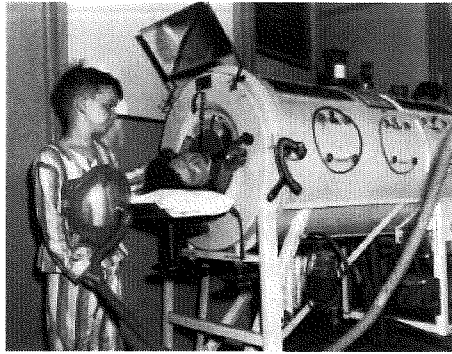
Nach mehrjährigen guten Erfahrungen in den USA wurde in diesem Jahr die Windpocken-Impfung in Deutschland für alle, nicht nur für Risikogruppen, eingeführt. Sie schützt die Gefährdeten innerhalb der Bevölkerung (Herdenschutz) und verhindert bei den Geimpften gleichzeitig die Gürtelrose. Abgesehen davon, dass Windpocken auch bei leichtem Verlauf kein Spaß sind. Wer bereits erwachsen ist und nachweislich keine Windpocken hatte, sollte sich auf jeden Fall impfen lassen.

⁷ Es nützt natürlich wenig, Kindern das Kratzen zu verbieten. Ein vorausschauender Arzt kann sich hier bewähren: Er empfiehlt der Mutter, die Nägel des betroffenen Kindes möglichst kurz zu schneiden, häufig mit Seife zu bürsten und dem Kind ein saugfähiges und eng anliegendes Hemdchen anzuziehen. Etwas Linderung gegen das Jucken verschafft das Betupfen der Bläschen mit einer juckreizstillenden und austrocknenden Lotio (s. das Foto meines Sohnes Sebastian).

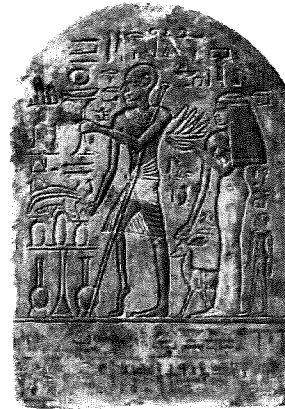


... Kinderlähmung (Poliomyelitis)

Die Polioviren sind hoch ansteckend. Aber glücklicherweise verläuft die Mehrzahl der Infektionen ohne schwere Erkrankungszeichen. Die Übertragung erfolgt über eine Schmierinfektion (faeco-oral) von Mensch zu Mensch.⁸ Die Viren vermehren sich im Nasen-Rachenraum, gelangen in Magen und Darm, ein Teil der Viren durchwandert die Darmwand und befällt das Nervensystem, speziell die Ganglienzellen des Rückenmarks, die die Bewegungen der Muskeln steuern. Die übrigen Viren werden mit dem Stuhl ausgeschieden. Der Befall des Rückenmarks führt zu



einer Lähmung einzelner Muskelgruppen bis hin zur Querschnittslähmung. War die Atemmuskulatur betroffen, waren in den 50er Jahren „Eiserne Lungen“ häufig die einzige Rettung. Es gab zentrale Behandlungsstellen zur künstlichen Unterstützung der Atemmuskulatur. Die Lähmungen bilden sich über Monate und Jahre allmählich zurück, oft jedoch nicht vollständig. Das Krankheitsbild einer typischen Restlähmung, Spitzfußstellung und Krücken, ist auf einem ägyptischen Relief dargestellt. Als Post-Polio-Syndrom wird eine noch nach Jahrzehnten auftretende Muskelschwäche mit begleitenden Muskelschmerzen bezeichnet.



Bis zu Beginn der 60er Jahre wurde die Poliomyelitis als kaum weniger bedrohlich empfunden als heute AIDS. Alle drei bis fünf Jahre gab es Erkrankungshäufungen im Herbst mit tausenden Krankheits- und hunderten Todesfällen pro Jahr allein in Deutschland. Nach einer besonders großen Epidemie im Jahr 1961 entschloss man sich, eine groß angelegte Impfkampagne durchzuführen: Innerhalb drei Wochen wurden 22 Mil-

⁸ Wie hat man sich eine Übertragung überhaupt vorzustellen? Während ich hier spreche, versprühe ich eine Wolke von kleinen Speicheltröpfchen bis hin zu einem Meter. Dies ist im Gegenlicht manchmal überraschend gut zu erkennen. Sind in den Tröpfchen die Erreger enthalten und werden sie direkt mit ihnen übertragen, spricht man von einer Tröpfcheninfektion. Die häufigste Übertragung erfolgt allerdings über die Hände: Als höflicher Mensch hustet oder niest man sich in die Hand. Und überträgt ebenso höflich beim nächsten Händeschütteln die Erreger. Daher ist regelmäßiges Händewaschen eine sinnvolle Einrichtung und nicht nur eine lästige Ermahnung der Eltern. Vielleicht findet hier die amerikanische Sitte, sich nicht die Hände zu geben, eine hygienische Begründung. – Werden die Erreger mit dem Stuhl ausgeschieden, ist auch bei sorgfältiger Hygiene eine Übertragung über Gegenstände (z.B. Waschlappen, Handtuch) nicht immer zu verhindern. Man spricht dann von einer Schmierinfektion.

ionen Menschen geimpft. Ich erinnere mich deutlich, als Junge vor der Impfstelle in München-Schwabing in der Schlange zu stehen. Jeder bekam ein Stück Zucker, der mit dem Impfstoff versehen war. Das Motto hieß: Schluckimpfung ist süß, Kinderlähmung ist grausam.

Den Anstoß zur Entwicklung eines Impfstoffs haben wir dem amerikanischen Präsidenten *Franklin Roosevelt* zu verdanken, der selbst betroffen war. So war wiederum Amerika als erstes Land 1994 frei von Polio-Viren. Die letzte größere Epidemie in Europa brach 1992 in den Niederlanden in einer calvinistischen Gemeinde aus. Zu deren Weltanschauung gehört es, sich nicht impfen zu lassen und die Folgen Gottes Willen anzuvertrauen. Man zählte 68 Krankheits- und zwei Todesfälle. Derzeit gilt Europa als poliofrei. Endemisch ist die Erkrankung noch in Afrika (Nigeria), Indien, Pakistan und Afghanistan. Eine Auffrischungsimpfung wird bei einer Reise in diese Länder und bei beruflicher Exposition empfohlen.

... Diphtherie

Um die Jahrhundertwende galt die Diphtherie als der Würgeengel der Kinder. Etwa vierzigtausend Kinder starben jährlich in Deutschland an deren Folgen. Hervorgerufen wird die Erkrankung durch das Bakterium *Corynebacterium diphtheriae*, das ein besonderes Toxin erzeugt. Dieses Toxin lässt befallenes Gewebe absterben. Es führt zunächst an der Eintrittsstelle des Körpers, den



Tonsillen, zu bräunlichen Belägen, weshalb die Erkrankung auch „Rachenbräune“ genannt wurde.⁹ Nach scheinbar harmlosem Beginn schwellen die Halslymphknoten, der Hals wird dick („Cäsarenhals“) und die Atemwege schwellen zu.¹⁰ Dann schädigt das Toxin – einmal in den Körper gelangt – Herz, Leber, Niere und Nerven. So kommt es vor, dass Patienten sich vielleicht zunächst



erholen, wenn das Bakterium durch Antibiotika erfolgreich bekämpft wurde, dann aber doch plötzlich an einem toxischen Herzversagen sterben.

Retter in der Not war *Emil von Behring*, Schüler von *Robert Koch*. Er entdeckte,

⁹ Diphthéra (griechisch) = gegerbte Haut.

¹⁰ Dies führt zum echten „Krupp“ mit der hohen Gefahr des Erstickens, im Gegensatz zu dem häufigen „Pseudokrupp“, der bei richtigem Verhalten selten eine echte Gefahr darstellt.

dass Pferde nicht erkranken und im Blut ein Antitoxin bilden, das das Diphtherie-Toxin neutralisiert. Hierfür erhielt *Emil von Behring* 1902 den Nobelpreis. Die Behandlung mit diesem Antitoxin wurde damals als „Naturheilungsmethode“ gefeiert, ganz im Gegensatz zu der heutigen Einstellung, dass Impfungen nicht „natürlich“ seien. Schüler Emil von Behrings entdeckten schließlich, wie man das Diphtherie-Toxin inaktiviert und als Impfstoff einsetzen kann. Noch heute wird dieser Impfstoff verwendet.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gab es im Jahr 1946 einen Erkrankungsgipfel mit 150-tausend Erkrankungen. Mit Einführung der Impfung fiel die Zahl der Erkrankungen drastisch ab, sodass es 1974 erstmals in Deutschland keinen Diphtherie-Fall mehr gab. Da jedoch die Durchimpfungsrate der Bevölkerung mit dem Rückgang der Gefahr auch zurückging und nicht mehr ausreichend ist, können jederzeit kleinere Epidemien eingeschleppt werden.¹¹ Diese Gefahr war besonders groß, als nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion das dortige Gesundheitssystem nicht mehr funktionierte und der Impfstoff in den Nachfolgeländern nicht ausreichend verfügbar war.¹²

... Keuchhusten (Pertussis)

Wer einen Keuchhustenanfall miterlebt hat, weiß, was es bedeutet. Eltern, die dies einige Nächte mit ihren erkrankten Kindern durchlebt haben, sind selbst erholungsreif: Plötzlich erwacht das Kind mitten in der Nacht wimmernd aus dem Schlaf, holt lange und pfeifend Luft, um dann nach einem Stakkatohusten, der nicht enden will, glasigen Schleim zu erbrechen. Man meint jeden Augenblick, das Kind würde ersticken. Ursächlich ist wie bei der Diphtherie ein Toxin, das das Bakterium *Bordetella pertussis* produziert. Auch hier gilt, dass mit einer antibiotischen Behandlung, die gegen das Bakterium wirkt, das Problem noch nicht behoben ist. Es sei denn, man beginnt die Behandlung rechtzeitig genug, etwa wenn man durch Pertussisfälle im Kindergarten aufmerksam wurde. Die Anfälle können schlimmstenfalls wochenlang anhalten und sogar einen psychischen Tick auslösen.



Gefährdet sind vor allem Säuglinge, da sie von der Mutter keine Antikörper gegen Pertussis mitbekommen und folglich kein Nestschutz besteht. Die Sterblichkeitsrate liegt in diesem frühen Alter bei 20 %, weshalb Säuglinge immer im Krankenhaus behandelt werden sollten. Während der Erstickungsanfälle kommt es

¹¹ Die nötige Durchimpfungsrate von 80 % wird hierzulande ab dem 22. Lebensjahr nicht mehr erreicht.

¹² Für uns Ärzte gibt es ein zusätzliches Problem: Da die Diagnostik fast ausschließlich nach dem Beschwerdebild erfolgt und keine schnelle Labordiagnostik zur Verfügung steht, müsste bei fehlender Impfung jedes Fieber mit Halsschmerzen und Schluckbeschwerden bis zum Beweis des Gegenteils als Diphtherie gelten!

durch die Druckerhöhung zu Blutungen in die Bindehäute der Augen, Gleiches geschieht auch im Gehirn.

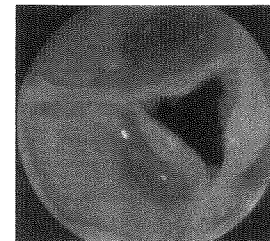
Bei Erwachsenen verläuft die Pertussis meist nicht typisch, so dass an sie als Möglichkeit nicht gedacht und der hartnäckige Husten als chronische Bronchitis fehlgedeutet wird. Einen Verdacht sollte man immer hegen, wenn der Husten länger als eine Woche besteht und den Nachtschlaf durchbricht. Da auch nach durchlittener Pertussis keine lebenslange Immunität besteht, stecken häufig Kleinkinder ihre Großeltern an („Omahusten“), oder umgekehrt diese ihre Enkel. Also sollten auch Erwachsene, die mit Kindern zusammenkommen, gegen Pertussis geimpft sein. Der Vorbehalt, den man vor etlichen Jahren noch gegen den Impfstoff hegte, ist durch die Entwicklung eines neuen, besser verträglichen Impfstoffs nicht mehr gerechtfertigt.¹³

... Scharlach

Es gibt 80 verschiedene Stämme des Bakteriums *Streptokokkus*, die fieberhafte und oftmals eitrig Anginen verursachen. Drei von diesen Stämmen produzieren ein Toxin, das für das typische, samtartig-rote Scharlach-Exanthem verantwortlich ist. Da man nach überstandener Erkrankung immun gegen den jeweiligen Streptokokken-Stamm ist, kann man also 80mal eine Streptokokken-Angina und dreimal Scharlach bekommen.¹⁴ Die Ansteckung über Tröpfchen geschieht meistens in Gemeinschaftseinrichtungen wie Kindergarten oder Schule. Säuglinge und Erwachsene sind selten betroffen.

Typischerweise beginnt Scharlach mit plötzlichem hohem Fieber und gegebenenfalls Erbrechen. Dazu kommen Schluckbeschwerden, Hals-, Kopf-, Glieder-, Bauchschmerzen, Schüttelfrost und das oben beschriebene Exanthem. Entsprechend krank fühlt man sich. Die Tonsillen sind geschwollen, tiefrot und mit gelblichen Belägen bedeckt. Unbehandelt dauert Scharlach bis zu drei Wochen. Dann schuppt oder schält sich die Haut.

Man unterscheidet Komplikationen und Folgeerkrankungen nach Streptokokkeninfekten: Zu den Komplikationen zählen Abszesse der Tonsillen. Infolge der engen örtlichen Nachbarschaft ist eine Beteiligung der Nebenhöhlen und der Ohren möglich. Die Streptokokken können im Knochenmark Infektionsherde bilden oder

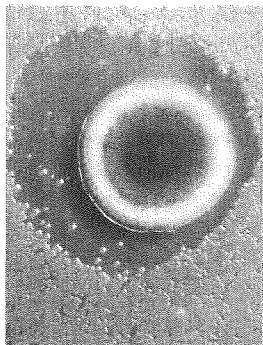


¹³ Der ältere Impfstoff bestand aus inaktivierten Pertussis-Bakterien und führte häufig zu Fieber. Der jetzige besteht nur aus Teilen des Bakteriums und ist gut verträglich.

¹⁴ 90 % aller Anginen werden von Viren verursacht, 9 % von Streptokokken und die restlichen 1 % durch andere Bakterien. Die Unterscheidung ist wichtig, da nur bakterielle Erkrankungen auf Antibiotika ansprechen.

sogar eine allgemeine Blutvergiftung (Sepsis) verursachen, was bei Säuglingen und Kleinkindern gefürchtet ist. - Die Folgeerkrankungen betreffen vor allem die Herzklappen, die von den Streptokokken angefressen werden können und dann nicht mehr richtig schließen (s. Abb.: links gesunde, rechts geschädigte Herzklappe). Ferner gibt es eine spezielle Nierenentzündung und eine sehr schmerzhafte Entzündung der Gelenke, das so genannte „Rheumatische Fieber“. Glücklicherweise sind diese Folgeerkrankungen in den letzten Jahren seltener geworden. Man vermutet, dass die Aggressivität der Streptokokken nachgelassen hat.

Wegen der möglichen Komplikationen und Folgeerkrankungen und wegen des doch starken Krankheitsgefühls bei auch unkompliziertem Verlauf wird Scharlach oder eine Streptokokken-Angina lege



Bakterienkultur mit Schimmelpilz

artis¹⁵ antibiotisch behandelt. Und zwar mit dem allereinfachsten Penicillin, das Alexander Fleming 1928 (aus Versehen!) gefunden hatte.¹⁶ Damit behandelt, sind die Beschwerden binnen 24 bis 48



Stunden verschwunden. Man behandelt aber einige Tage länger, um Rückfälle zu vermeiden.

Penicillin – also doch ein Wundermittel? Viele Patienten sehen es nicht so. Sie möchten ein Rezept über eine sanfte, homöopathische, am besten „natürliche“ Medizin. In diesem speziellen Fall hätten wir Ärzte es freilich einfach: Penicillin ist reinste Natur! Penicillin haben die Schimmelpilze erfunden, um sich gegen Bakterien zur Wehr zu setzen. Aber das glauben uns viele Patienten nicht. Natürlich liebe ich die Natur mit all ihren Schönheiten. Wie oft wandere ich durch die hier nahe gelegenen Wälder und erfreue mich an der Natur. Aber näher beobachten ist nicht alles auch schon gesund, nur weil es der Natur entstammt. Wer

¹⁵ Lege artis (lateinisch) = nach den Regeln der (ärztlichen) Kunst

¹⁶ Nicht nur Studierenden passiert, was Alexander Fleming geschehen war: Er vergaß aufzuräumen. Als er eine unaufgeräumte Bakterienkultur wieder vorfand, war auf ihr ein Schimmelpilz angegangen. Eine Spore musste unbedacht auf die Kultur gefallen sein. Fleming bemerkte, dass um den Pilz herum keine Bakterien gewachsen waren. Eine Substanz des Schimmelpilzes musste dies verhindert haben: Das Penicillin war entdeckt! – Erst um 1940 konnte Penicillin in größeren Mengen hergestellt werden. Es rettete gegen Ende des Zweiten Weltkrieges viele Soldaten vor tödlichen Wundinfektionen. Alexander Fleming bekam 1945 den Nobelpreis für Medizin und wurde geadelt.

es nicht glaubt, möge einen Fliegenpilz oder zwei Tollkirschen essen: Er stirbt eines wunderbar „natürlichen“ Todes. - Zu unterscheiden, was segensreich und was verhängnisvoll ist, ist Aufgabe der Wissenschaft, genauer: der Naturwissenschaft! Damit schließe ich diesen Vortrag.

So genannte Kinderkrankheiten?

Kinderkrankheiten sind keine harmlosen Bagatellerkrankungen, die nur Kinder ereilen! Vielmehr sind es hoch ansteckende Infektionskrankheiten, die man sich schon nach den ersten Kontakten mit dem Erreger, eben zumeist im frühen Lebensalter als Kind, „einfängt“. Daher der Name! Sie verlaufen teilweise schwer, sogar tödlich, insbesondere bei Ansteckung in höherem Alter.

Mit Einführung der Impfungen ist die Zahl der Erkrankungen drastisch zurückgegangen. Einige Erreger wurden regional sogar eliminiert. Die tatsächliche, immer noch bestehende Gefahr wird dadurch unterschätzt. Da ein Teil der Bevölkerung „impfmüde“ geworden ist, aus Vergesslichkeit, Unwissen oder weltanschaulicher Ablehnung, ist die Durchimpfung der Bevölkerung nicht immer ausreichend und ein Herdenschutz nicht gewährleistet. Damit hat sich das Risiko der Nichtgeimpften erhöht, sich anzustecken und unter Umständen schwer zu erkranken.



Dr. Helmut Zappe

China – Dialog mit dem Riesen?

Chinesischer Theologe und Religionswissenschaftler zu Gast im Ökumenischen Institut

Kurt Vesely

Als „schlafenden Riesen“ bezeichnete Napoleon einst China und riet: „Lasst ihn schlafen, denn wenn er sich erhebt, erzittert die Welt.“ Mittlerweile ist China hellwach – nicht nur die weltweit steigenden Energiepreise zeugen von der Dynamik der Volksrepublik.

Umso wichtiger also, dieses China zu verstehen, um die Chancen des Dialogs mit der Weltmacht auszuloten. Für diese Frage konnten sich die Teilnehmer des 10. Heidelberger Ökumenischen Forums am 18./19. Januar 2006 keinen besseren Gesprächspartner wünschen als Prof. Liu Xiaofeng, einen der zur Zeit bekanntesten Denker Chinas.

In seinem ersten Vortrag lieferte Prof. Liu einen spannenden Beitrag zur Analyse der modernen Zeit. Durch einen Vergleich zwischen dem (durch NS-Verstrickung belasteten) deutschen Juristen und politischen Denker Carl Schmitt und dem chinesischen Revolutionär und Staatschef Mao Tse-tung zeigte er, wie beiden der Partisanenkrieg als Krieg der Entwurzelten gegen einen mächtigen Aggressor zum Symbol der Moderne wird. Der Partisan kämpft um sein Recht auf Heimat gegen einen „Feind“ – sei es die Besatzungsarmee, sei es das global agierende Unternehmen. Da dieser Feind aber häufig formal im Einklang mit der Rechtsordnung – also legal – handelt, stellt sich die Frage nach einer die Legalität des Aggressors überbietenden Legitimität des Widerstands. Dieser Punkt führte in einer kontroversen Diskussion darüber, inwiefern der heutige Terrorismus als eine neue (legitime?) Form des Partisanentums gedeutet werden kann.

Der zweite Abend behandelte den Themenkomplex „Christentum und China“. Es wurde deutlich, wie das trinitarische Gottesbild im chinesischen Kontext zum Anknüpfungspunkt des Dialogs mit Taoismus und Konfuzianismus werden kann. Gleichwohl stellte Prof. Liu den zentralen Unterschied zwischen dem trinitarischen Gottesbild des christlichen Glaubens und den triadischen Strukturen in Taoismus und Konfuzianismus heraus: Während der trinitarische Glaube zugleich Ausdruck und Lösung der Glaubenskrise ist, die durch das Christusergebnis hervorgerufen wird, kennen weder Taoismus noch Konfuzianismus einen sich personal offenbarenden und stellvertretend für seine Geschöpfe leidenden Gott.

Die zwei Respondenten des Abends knüpften an diese Gedanken an. PD Dr. Kirsten Huxel hob noch einmal den existentiellen Sinn des Bekenntnisses zum

dreieinigen Gott hervor sowie die Eignung der Trinitätslehre für den interreligiösen Dialog. Der Heidelberger Theologe Prof. Michael Welker schließlich betonte, dass der Glaube an den dreieinigen Gott nicht nur auf eine individuell-existentielle Krise antwortet, sondern zugleich auch auf die „öffentliche“ Krise einer Situation der Unterdrückung. Diese politische Dimension des christlichen Glaubens jedoch, das wurde im Gespräch deutlich, ist in China derzeit nicht gefahrlos artikulierbar. In einer Situation des Pluralismus jedenfalls sei der Dialog das Gebot der Stunde. Es bleibe zu hoffen, dass die jeweiligen Partner stets ausreichend Gemeinsamkeiten entdeckten, um den Dialog zu ermöglichen, aber auch genügend Differenzen, um den Dialog interessant zu machen.

13. Ökumenisches Forum mit Otto Hermann Pesch

Das Ökumenische Institut lädt herzlich ein zum 13. ökumenischen Forum am 20. / 21.7.07.

Mit dem Theologen Prof. Dr. Dr. Otto Hermann Pesch aus Hamburg konnten wir einen der bekanntesten römisch-katholischen Ökumeniker und Luther-Experten in Deutschland gewinnen.

In Vortrag, Diskussion und Workshop wird es um die Frage nach dem Heil in ökumenischer Perspektive gehen.